Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

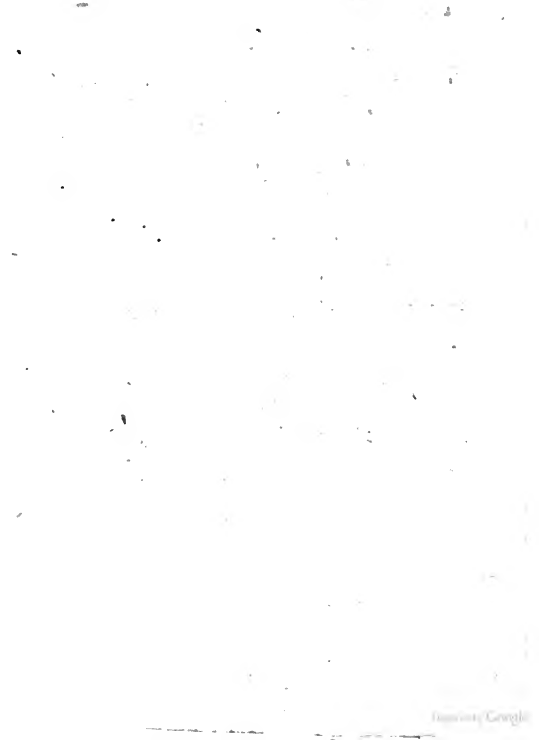
525ster und 526ster Band.

Königin Margot.

Neuntes und zehntes Bändchen. (Schluß.)

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.



Das
belletristische Ausland,

herausgegeben
von
Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek
der
classischen Romane aller Nationen.

525ster und **526**ster Band.

Enthält:

Königin Margot.

Neuntes und zehntes Bändchen.

Jeder Band kostet **6** Kreuzer oder **2** Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.



Königin Margot.

Von

Alexandre Dumas.

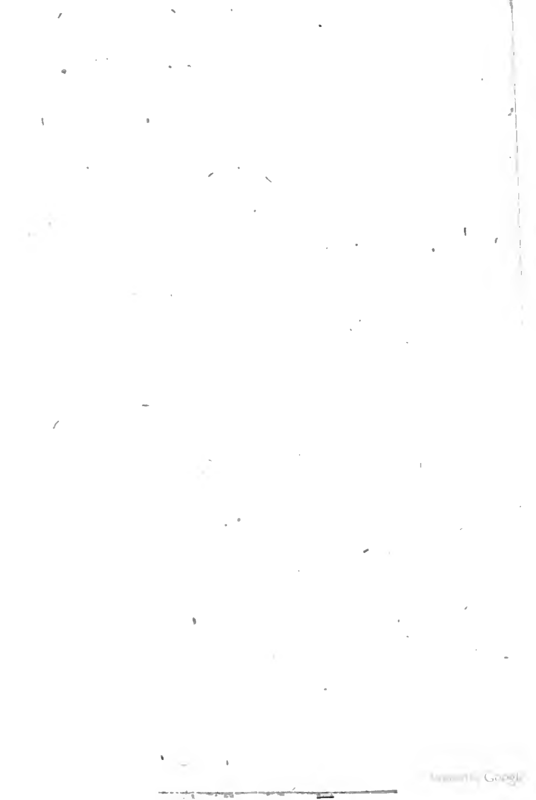
Aus dem Französischen

von

August Zoller.

Neuntes und zehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.



I.

Das Jagdbuch.

Es waren fünf Tage seit den von uns erzählten Ereignissen abgelaufen. So eben hatte es vier Uhr geschlagen; doch bereits war im Louvre Alles wach, wie dies gewöhnlich an Jagdtagen geschah, als sich der Herzog von Alençon, einer ihm zugekommenen Einladung zufolge, zu der Königin Mutter begab.

Die Königin Mutter war nicht in ihrem Schlafgemach, aber sie hatte Befehl gegeben, ihren Sohn warten zu lassen, wenn er käme.

Nach einigen Minuten trat sie aus einem geheimen Cabinet, in das außer ihr Niemand kam. Sie pflegte sich in dasselbe zurückzuziehen, um ihre chemischen Operationen vorzunehmen.

Zugleich mit der Königin Mutter kam, sei es durch die halb geöffnete Thüre oder an ihren Kleidern hängend, der durchdringende Geruch eines scharfen Parfum, und durch die Oeffnung dieser Thüre gewahrte Alençon einen dicken Dampf, dem eines verbrannten Gewürzes ähnlich, welcher in einer weißen Wolke in dem Laboratorium umherschwamm, das die Königin verließ.

Der Herzog konnte sich eines neugierigen Blickes nicht erwehren.

„Ja," sagte Catharina von Medicis, „ja, ich habe einige alte Pergamente verbrannt, und diese strömten einen so stinkenden Geruch aus, daß ich Wachholder auf die Gluth warf."

Alençon verbeugte sich.

„Nun," sagte Catharina, in den langen Aermeln ihres Schlafrockes ihre Hände verbergend, welche mit leichten rötlich gelben Flecken besprengt waren, „was habt Ihr Neues seit gestern?"

„Nichts, meine Mutter."

„Habt Ihr Heinrich gesehen?"

„Ja."

„Weigert er sich immer noch, abzureisen?"

„Durchaus."

„Der Schelm!"

„Was sagt Ihr, Madame?"

„Ich sage, daß er reist."

„Ihr glaubt?"

„Ich bin dessen sicher."

„Dann entgeht er uns."

„Ja," sprach Catharina.

„Und Ihr laßt ihn abziehen?"

„Ich lasse ihn nicht nur ziehen, sondern ich sage Euch noch mehr: er muß ziehen."

„Ich begreife Euch nicht, meine Mutter."

„Hört wohl, was ich Euch sagen werde, Franz. Ein sehr geschickter Arzt, derselbe, der mir das Jagdbuch geliehen hat, das Ihr ihm bringen werdet, gab mir die Versicherung, der König von Navarra wäre auf dem Punkte, von einer auszehrenden Krankheit befallen zu werden, von einer von den Krankheiten, für welche die Wissenschaft kein Mittel kennt. Ihr begreift aber, daß es, soll er einmal an einem so grausamen Uebel sterben, besser ist, wenn er ferne von uns, als wenn er hier am Hofe unter unsern Augen stirbt."

„In der That, das würde uns zu viel Schmerz bereiten."

„Besonders Eurem Bruder Karl," sprach Catharina, „während der König, wenn Heinrich stirbt, nachdem er ihn verrathen hat, diesen Tod als eine Strafe des Himmels betrachten wird."

„Ihr habt Recht, meine Mutter," sagte Heinrich voll Bewunderung. „Wißt Ihr aber auch gewiß, daß er es thun wird."

„Alle seine Maßregeln sind getroffen. Der Zusammenkunftsort ist der Wald von Saint-Germain. Fünfzig Hugenotten sollen ihm als Geleite bis Fontainebleau dienen, wo fünfhundert andere seiner harren."

„Und meine Schwester," sprach Alençon mit leichtem Zögern und sichtbaerm Erbleichen, „meine Schwester Margot geht mit ihm?"

„Ja," antwortete Catharina, „das ist abgemacht. Ist aber Heinrich todt, so kehrt Margot als Witiwe und frei an den Hof zurück."

„Und Heinrich wird sterben, Madame, Ihr seyd dessen gewiß?...."

„Der Arzt, der mir das Buch gegeben hat, behauptete es wenigstens."

„Wo ist das Buch, Madame?"

Catharina kehrte mit langsamen Schritten in das geheimnißvolle Cabinet zurück und kam einen Augenblick nachher mit dem Buche in der Hand wieder heraus.

„Hier ist es," sprach sie.

Alençon schaute das Buch, das ihm seine Mutter reichte, mit einem gewissen Schrecken an.

„Was für ein Buch ist dies, Madame?" fragte der Herzog zitternd.

„Ich habe es Euch bereits gesagt, mein Sohn, es ist eine Abhandlung, um Falken aufziehen und dressiren zu lernen, durch einen sehr gelehrten Mann für den Herrn Castruccio Castracani, den Tyrannen von Lucca, abgefaßt."

„Und was soll ich damit machen?"

„Tragt es zu Euerem guten Freunde Heinrich, der

Euch, wie Ihr mir sagt, darum gebeten hat, um sich in der Wissenschaft der Beize zu unterrichten. Da Ihr heute mit dem König auf die Falkenjagd reitet, so wird er nicht verfehlen, ein paar Seiten zu lesen, um Seiner Majestät zu beweisen, daß er ihren Rath befolgt und Lectionen nimmt. Das Ganze besteht nur darin, daß Ihr es ihm selbst übergebt."

„Oh, ich werde nicht den Muth dazu haben," versetzte Alençon bebend.

„Warum?" sprach Catharina, „es ist ein Buch, wie jedes andere, ausgenommen, daß die Blätter, weil es so lange eingeschlossen war, an einander kleben. Versucht es also nicht, darin zu lesen, denn man kann es nur thun, wenn man den Finger naß macht und die Seiten Blatt für Blatt umschlägt, was viel Zeit wegnimmt und viel Mühe verursacht."

„So daß nur ein Mensch, welcher ein großes Verlangen hat, sich zu unterrichten, sich diese Zeit und diese Mühe nehmen kann?"

„Ganz richtig, mein Sohn, Ihr begreift."

„Oh!" sagte Alençon, „seht Henriot ist bereits im Hofe. Gebt, Madame, gebt, ich will seine Abwesenheit benützen, um das Buch zu ihm zu tragen. Bei seiner Rückkehr wird er es finden."

„Es wäre mir lieber, wenn Ihr es ihm selbst geben würdet, Franz; es kommt mir sicherer vor."

„Ich habe Euch bereits gesagt, daß ich nicht den Muth dazu hätte, Madame."

„Geht doch; aber legt es wenigstens an einen Ort, wo es sehr in die Augen fällt."

„Ich werde es an die sichtbarste Stelle und ganz offen legen. Ist es ungeeignet, wenn es offen liegt?"

„Nein."

Alençon nahm mit zitternder Hand das Buch, das Catharina mit fester Hand gegen ihn ausstreckte.

„Nehmt, nehmt, es ist keine Gefahr dabei, da ich es berühre. Ueberdieß habt Ihr Handschuhe."

Diese Vorsichtsmaßregel genügte Alençon nicht, denn er wickelte das Buch in seinen Mantel.

„Eilt, eilt," sprach Catharina, „Heinrich kann jeden Augenblick wieder heraufkommen."

„Ihr habt Recht, Madame, ich gehe."

Und der Herzog entfernte sich wankend vor Angst.

Wir haben bereits mehrere Male den Leser in die Wohnung des Königs von Navarra eingeführt; wir haben ihn in denselben lustigen und schrecklichen Sitzungen beiwohnen lassen, je nachdem der Schutzgeist des zukünftigen Königs von Frankreich lächelte oder drohte. Aber nie vielleicht war in diesem durch den Mord von Blut befleckten, vonder Orgie mit Wein besprengten, durch die Liebe von balsamischen Düften durchzogenen Mauern, nie war in diesem Winkel des Louvre ein bleicheres Gesicht erschienen, als das des Herzogs von Alençon, der, sein Buch in der Hand, die Thüre des Schlafzimmers des Königs von Navarra öffnete.

Und dennoch war Niemand, wie es der Herzog erwartete, in diesem Zimmer, um mit neugierigem oder unruhigem Auge die Handlung zu beobachten, die er zu begehen im Begriffe war. Die ersten Strahlen des Tages erleuchteten das vollkommen leere Gemach.

An der Wand hing das Schwert bereit, das Herr von Mouy Heinrich mitzunehmen gerathen hatte. Einige Glieder eines Panzergürtels lagen auf dem Boden zerstreut. Eine anständig gefüllte Börse und ein kleiner Dolch waren auf einem Schranke sichtbar und leichte, noch in dem Kamin flackernde Asche, so wie andere Anzeichen sagten Alençon ganz deutlich, daß der König von Navarra ein Panzerhemd angelegt, Geld von seinem Schatzmeister verlangt und gefährdende Papiere verbrannt hatte.

„Meine Mutter täuschte sich nicht, der Schurke hat mich verrathen," sprach Alençon.

Diese Ueberzeugung verlieh ohne Zweifel dem jungen Menschen eine neue Kraft; denn nachdem er mit

dem Blicke alle Winkel des Zimmers durchforscht, nachdem er die Thürvorhänge aufgehoben, nachdem ihm ein großes Geräusch in den Höfen und ein tiefes in dem Gemache herrschendes Stillschweigen bewiesen hatten, daß Niemand daran dachte, ihn zu beobachten, zog er das Buch unter seinem Mantel hervor, legte es rasch auf den Tisch, wo die Börse war, und lehnte es an ein Pult von geschnitztem Eichenholz. Dann trat er sogleich zurück, streckte den Arm aus und öffnete mit einem Zögern, das seine Furcht verrieth, mit seiner behandschuhten Rechten das Buch an einer Stelle, wo sich ein Jagdkupferstich befand.

Als das Buch geöffnet war, machte Alençon sogleich einige Schritte rückwärts, zog seinen Handschuh aus und warf ihn in die noch glühende Kohle, welche kurz zuvor die Briefe verzehrt hatte. Das geschmeidige Leder knisterte auf den Kohlen, krümmte und breitete sich aus, wie der Leichnam einer Schlange, und ließ bald nur noch einen schwarzen, zusammengezogenen Ueberrest zurück.

Alençon blieb, bis die Flamme den Handschuh gänzlich verzehrt hatte. Dann rollte er den Mantel zusammen, in den das Buch gewickelt gewesen war, warf ihn unter seinen Arm und kehrte rasch in sein Zimmer zurück. Als er mit zitterndem Herzen hier eintrat, hörte er Tritte auf der Wendeltreppe, und da er nicht daran zweifelte, Heinrich käme zurück, so schloß er eiligst seine Thüre.

Dann stürzte er nach dem Fenster; aber man sah von hier aus nur einen Theil des Hofes vom Louvre. Heinrich war nicht in diesem Theile, und es bestätigte sich dadurch seine Ueberzeugung, dieser wäre zurückgekehrt.

Der Herzog setzte sich, öffnete ein Buch und versuchte es zu lesen. Es war eine Geschichte von Frankreich von Pharamond bis auf Heinrich II., für welche der König Karl ein paar Tage nach seiner Thronbesteigung ein Privilegium gegeben hatte. Aber der Geist des Herzogs war nicht bei der Sache. Das Fieber der

Erwartung glühte in seinen Adern. Das Schlagen seiner Pulse wiederhallte in seinem Gehirn. Wie man in einem Traume oder in einer magnetischen Extase sieht, so kam es Franz vor, als schaute er durch die Mauern. Sein Blick senkte sich in das Zimmer von Heinrich, trotz des dreifachen Hindernisses, das ihn von diesem trennte.

Um den furchtbaren Gegenstand zu entfernen, den er mit den Augen des Geistes zu sehen glaubte, suchte der Herzog die Blicke seines Innern auf etwas Anderes zu lenken, als auf das furchtbare Buch, das auf dem Pulte von geschnitztem Eichenholz offen lag. Aber vergebens nahm er, eines nach dem andern seine Gewehre, einen nach dem andern seine Juwelen, vergebens ging er hundertmal im Zimmer auf und ab: jede Einzelnheit des Bildes, das er in dem Buche nur flüchtig gesehen hatte, stand vor seinem Geiste. Es war ein Herr zu Pferde, der den Dienst eines Falkeniers verrichtend das Vorloß warf, um den Falken zurückzulocken, und im gestreckten Galopp über einen Moorgrund hinritt. So gewaltig auch der Wille des Herzogs war, so triumphirte doch die Erinnerung über diesen Willen.

Dann war es auch nicht allein das Buch, was er vor sich sah, er sah auch den König von Navarra, wie er sich dem Buche näherte, das Bild betrachtete, die Blätter umzuwenden suchte, das Hinderniß wahrnahm, das sich dem Umwenden widersetzte, dieses Hinderniß, den Finger naß machend, besiegte und die Blätter zum Umwenden zwang.

Bei diesem, obgleich ganz der Phantasie entsprossenen, Anblick wankte Alençon und mußte sich mit einer Hand auf einen Schrank stutzen, während er mit der andern seine Augen bedeckte, als ob er, wenn sie bedeckt wären, nicht noch besser das Schauspiel sehen würde, daß er fliehen wollte.

Dieses Schauspiel war sein eigener Gedanke.

Plötzlich sah Alençon Heinrich durch den Hof schrei-

ten. Der Bearner blieb einen Augenblick bei Leuten stehen, welche auf zwei Maulthiere Jagdvorräthe packten, die in nichts Anderem bestanden, als in Silber und in Reiseeffecten. Sobald seine Befehle gegeben waren, durchschritt er in gerader Linie den Hof und ging sichtbar auf die Eingangsthüre zu.

Alençon blieb unbeweglich an seinem Platze. Heinrich war also nicht die geheime Treppe heraufgestiegen. Alle Angst, die er seit einer Viertelstunde gefühlt, hatte er vergebens gefühlt. Was er beendigt oder wenigstens seinem Ende nahe glaubte, sollte wieder anfangen.

Alençon öffnete die Thüre seines Zimmers und horchte an der des Corridor. Diesmal war keine Täuschung möglich, es mußte Heinrich seyn. Alençon erkannte seinen Tritt und sogar das besondere Geräusch seiner Spornrädchen; die Thüre der Wohnung von Heinrich öffnete sich und schloß sich wieder.

Alençon kehrte in sein Zimmer zurück und sank auf einen Stuhl.

„Zu dieser Stunde geht es so bei ihm," sagte er zu sich selbst: „er hat sein Vorzimmer, dannsein erstes Zimmer durchschritten und ist in sein Schlafzimmer gelangt. Hier wird er mit den Augen seine Börse, sein Schwert und seinen Dolch gesucht haben, dann hat er das Buch offen auf dem Pulte gefunden."

„„Was für ein Buch ist das?"" wird er sich gefragt haben, „„wer hat es mir gebracht?""

„Dann wird er sich ihm genähert und den Kupferstich betrachtet haben, der einen seinen Falken zurückrufenden Reiter darstellt. Er will es sofort lesen und versucht es, die Blätter umzuwenden."

Hier lief ein kalter Schweiß über die Stirne von Franz.

„Wird er rufen?" sprach er, „ist es ein rasch wirkendes Gift? Nein, nein, denn meine Mutter sagte mir, er müßte langsam an der Auszehrung sterben."

Dieser Gedanke beruhigte ihn ein wenig.

So vergingen zwei Minuten, ein Jahrhundert des Todeskampfes Secunde für Secunde verbraucht, und jede von diesen Secunden lieferte, was die Einbildungskraft an wahnsinnigen Schrecknissen zu erfinden vermag, eine ganze Welt von Visionen.

Alençon konnte es nicht länger aushalten. Er stand auf und durchschritt sein Vorzimmer, das sich bereits mit Edelleuten zu füllen begann.

„Seyd gegrüßt, meine Herren," sagte er, „ich gehe zum König hinab."

Und um sich in seiner verzehrenden Unruhe selbst zu täuschen, vielleicht auch nur um ein Alibi vorzubereiten, ging Alençon wirklich zu seinem Bruder hinab. Warum begab er sich zu ihm? Er wußte es eigentlich nicht ... Was hatte er ihm zu sagen? Nichts! Es war nicht Karl, den er suchte; es war Heinrich, den er floh.

Die Wachen ließen ihn eintreten, ohne ihm ein Hinderniß entgegenzusetzen; an Jagdtagen gab es keine Etiquette, keinen Befehl.

Franz durchschritt nach und nach das Vorzimmer, den Salon und das Schlafzimmer, ohne Jemand zu finden. Endlich dachte er, Karl wäre ohne Zweifel in seinem Waffencabinet, und öffnete die Thüre, welche vom Schlafzimmer in dieses Cabinet ging.

Karl saß vor einem Tische in einem großen Fauteuil mit hoher geschnitzter Lehne. Er wandte der Thüre, durch welche Franz eingetreten war, den Rücken zu.

Es schien, als wäre er in eine Beschäftigung vertieft, die ihn gan und gar beherrschte.

Der Herzog näherte sich auf den Fußspitzen; Karl las.

„Bei Gott!" rief plötzlich der König, „das ist ein bewunderungswürdiges Buch. Ich habe davon sprechen hören, glaubte aber nicht, daß es in Frankreich vorhanden wäre."

Alençon horchte und machte noch einen Schritt.

„Verfluchte Blätter!“ sagte der König, seinen Daumen an seine Lippen legend und dann auf das Buch drückend, um das Blatt, das er gelesen, von dem zu trennen, welches er lesen wollte. „Man sollte glauben, man hätte die Blätter an einander geklebt, um den Blicken der Menschen die Wunder zu entziehen, die es enthält.“

Alençon machte einen Sprung vorwärts.

Das Buch, über das Karl sich beugte, war dasjenige, welches Alençon bei Heinrich niedergelegt hatte.

Ein dumpfer Schrei entfuhr ihm.

„Ah! Ihr seyd es, Alençon,“ sprach Karl; „seyd willkommen und schaut das schönste Jagdbuch an, das je aus eines Menschen Feder hervorgegangen ist.“

Die erste Bewegung von Alençon war, das Buch den Händen seines Bruders zu entreißen, aber ein höllisches Lächeln fesselte ihn an seinen Platz, ein furchtbarer Gedanke umspielte seine bleichen Lippen; er fuhr mit der Hand über seine Augen hin, wie ein geblendeter Mensch.

Dann allmählig sich erholend, aber ohne einen Schritt vorwärts oder rückwärts zu thun, fragte Alençon:

„Sire, wie kommt dieses Buch in die Hände Eurer Majestät?“

„Das ist ganz einfach. Ich ging so eben zu Henriot hinauf, um zu sehen, ob er bereit wäre. Er war schon nicht mehr in seiner Wohnung; ohne Zweifel lief er in den Ställen umher; aber an seiner Stelle fand ich dieses unschätzbare Werk, das ich mitnahm, um es nach Bequemlichkeit lesen zu können.“

Und der König setzte abermals seinen Daumen an seine Lippen und drehte noch einmal das rebellische Blatt um.

„Sire,“ stammelte Alençon, dessen Haare sich sträubten, dessen ganzer Leib von einer furchtbaren Angst geschüttelt wurde, „Sire, ich wollte Euch sagen....“

„Laßt mich dieses Kapitel vollenden, Franz,“ sprach Karl, „dann könnt Ihr mir sagen, was Ihr wollt. Ich

habe bereits fünfundzwanzig Blätter gelesen, das heißt verschlungen."

„Er hat fünfundzwanzigmal das Gift gekostet," dachte Franz. „Mein Bruder ist todt!"

Dann meinte er, es gäbe einen Gott im Himmel, der vielleicht nicht der Zufall wäre.

Franz trocknete mit seiner zitternden Hand den Schweiß ab, der in großen Tropfen auf seiner Stirne stand, und wartete schweigend, wie ihm sein Bruder befohlen hatte, bis er das Kapitel vollends gelesen hätte.

II.

Die Beize.

Karl las immer noch. In seiner Neugierde verschlang er das Buch, und jedes Blatt hing, wie gesagt, sey es wegen der Feuchtigkeit, der das Buch lange ausgesetzt gewesen war, sey es aus einem andern Grunde, an dem folgenden Blatte.

Alençon betrachtete mit starrem Auge dieses furchtbare Schauspiel, dessen Entwickelung er allein vorhersah.

„Ah," murmelte er, „was geht denn hier vor? Wie! ich sollte abreisen, ich sollte mich verbannen, ich sollte einen eingebildeten Thron suchen, während Heinrich bei der ersten Kunde der Krankheit von Karl in irgend eine befestigte Stadt zwanzig Meilen von Paris zurückkehren würde, um auf diese Beute zu lauern, welche uns der Zufall preisgibt, und mit einem Schritt in der Hauptstadt seyn könnte, so daß, ehe der König von Polen nur Nachricht von dem Tode meines Bruders erhalten hätte, die Dynastie bereits verändert wäre; das ist unmöglich."

Diese Gedanken beherrschten das erste Gefühl unwillkührlichen Abscheus, das Franz antrieb, Karl zu-

rückzuhalten. Es war das beharrliche Geschick, das Heinrich zu bewachen und die Valois zu verfolgen schien, und gegen welches der Herzog noch einmal anzustreben versuchen wollte.

In einem Augenblicke änderte sich sein ganzer Plan in Beziehung auf Heinrich. Es war Karl und nicht Heinrich, der das vergiftete Buch gelesen hatte. Heinrich sollte sich entfernen, aber verurtheilt entfernen. Von dem Augenblick an, wo das Geschick ihn noch einmal rettete, mußte Heinrich bleiben, denn Heinrich war weniger zu fürchten als Gefangener in Vincennes oder in der Bastille, als wenn er König an der Spitze von dreißigtausend Mann gewesen wäre.

Der Herzog von Alençon ließ Karl sein Kapitel vollenden. Als der König aber das Haupt erhob, sagte er:

„Mein Bruder, ich wartete, weil Eure Majestät es mir so befohlen hatte, aber zu meinem großen Bedauern, da ich Euch Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen habe."

„Ah, zum Teufel!" sprach Karl, dessen Wangen sich allmählig purpurroth färbten, mochte er nun mit zu großem Eifer gelesen haben, oder fing das Gift bereits an zu wirken, „zum Teufel! wenn Du mir abermals von derselben Sache sprechen willst. Du gehst ab, wie der König von Polen abgegangen ist. Ich habe mich seiner entledigt, und werde mich Deiner entledigen; kein Wort mehr hierüber."

„Mein Bruder," erwiederte Franz, „ich will auch nicht von meiner Abreise mit Euch sprechen, sondern von der eines Andern. Eure Majestät hat mich in meinem tiefsten, zartesten Gefühle verletzt, in meiner brüderlichen Ergebenheit für sie, in meiner Treue als Unterthan, und es liegt mir daran, ihr zu beweisen, daß ich kein Verräther bin."

„Stille," sprach Karl, stützte sich mit dem Ellenbogen auf das Buch, kreuzte die Beine übereinander

und schaute Alençon wie ein Mann an, der gegen seine Gewohnheit einen Vorrath von Geduld sammelt, „stille, irgend ein neues Gerücht, irgend eine Beschuldigung am frühen Morgen?"

„Nein, Sire, eine Gewißheit, ein Complott, das mein lächerliches Zartgefühl allein Eurer Majestät zu enthüllen mich verhindert hatte."

„Ein Complott?" sagte Karl, „laßt Euer Complott hören!"

„Sire, während Eure Majestät am Flusse und in der Ebene des Vesinet jagen wird, erreicht der König von Navarra den Wald von Saint-Germain. Eine Truppe von Freunden erwartet ihn in diesem Walde und soll mit ihm fliehen."

„Ah! ich wußte es wohl," sprach Karl. „Abermals eine schöne Verleumdung gegen meinen armen Henriot. Werdet Ihr einmal ein Ende mit ihm machen?"

„Eure Majestät braucht wenigstens nicht lange zu warten, um sich zu versichern, ob das, was ich ihr zu sagen die Ehre gehabt habe, eine Verleumdung ist oder nicht."

„Wie dies?"

„Diesen Abend wird unser Schwager abgereist seyn."

Karl stand auf und sprach:

„Hört: ich will noch einmal Miene machen, als glaubte ich an Eure Erfindung; aber ich kündige Euch, Dir und Deiner Mutter, an, daß dieses Mal das letzte Mal ist."

Dann die Stimme erhebend, fügte er bei:

„Man rufe den König von Navarra!"

Eine Wache machte eine Bewegung, um zu gehorchen; aber Franz hielt sie durch ein Zeichen zurück.

„Ein schlechtes Mittel, mein Bruder. Auf diese Art werdet Ihr nichts erfahren. Heinrich wird leugnen, ein Signal geben, seine Genossen sind gewarnt und verschwinden; dann wird man meine Mutter und mich

nicht nur der Geisterseherei, sondern auch der Verleumdung beschuldigen."

„Was verlangt Ihr also?"

„Daß mich Eure Majestät im Namen unserer Bruderliebe höre, daß sie im Namen meiner Ergebenheit, welche sie erkennen wird, nicht zu hastig verfahre. Macht es so, Sire, daß der wahre Schuldige, daß derjenige, welcher Eure Majestät seit zwei Jahren in der Absicht verräth, bis er sie in der That verrathen kann, endlich durch einen unfehlbaren Beweis als schuldig erkannt und nach Verdienst bestraft wird."

Karl antwortete nicht. Er ging an ein Fenster und öffnete es. Das Blut stieg ihm zu Kopfe.

Endlich wandte er sich um und sagte:

„Nun, was würdet Ihr thun? Sprecht, Franz."

„Sire, ich würde den Wald von Saint-Germain durch drei Abtheilungen Chevauxlegers umstellen, die zu einer verabredeten Stunde, um eilf Uhr etwa, sich in Marsch zu setzen und Alles, was sich im Walde befindet, an dem Pavillon von Franz I. zusammen zu treiben hätten, den ich wie durch Zufall als Sammelplatz für das Mittagessen bezeichnen würde. Dann, wenn ich, während ich den Schein hätte, als folgte ich meinem Falken, Heinrich sich entfernen sehen würde, ritte ich an den Sammelplatz, wo er mit allen seinen Genossen gefangen seyn wird."

„Der Gedanke ist gut; man lasse meinen Kapitän der Garden kommen."

Alençon zog aus seinem Wammse eine silberne, an einer goldnen Kette hängende Pfeife und pfiff.

Herr von Nancey erschien.

Karl ging auf ihn zu und gab ihm seine Befehle mit leiser Stimme.

Während dieser Zeit hatte sein großer Windhund Actäon eine Beute ergriffen, die er im Zimmer umherrollte und unter tausend tollen Sprüngen mit den Zähnen zerriß.

Karl wandte sich um und stieß einen furchtbaren

Fluch aus. Die Beute, welche Actäon gemacht, war das kostbare Jagdbuch, von dem es erwähnter Maßen nur drei Exemplare in der ganzen Welt gab.

Die Strafe kam dem Fehler gleich. Karl ergriff eine Peitsche. Der Riemen pfiff und umhüllte das Thier mit einem dreifachen Knoten. Actäon schrie laut auf und verschwand unter einem Tische, der mit einem ungeheuren Teppich bedeckt war und ihm als Zufluchtsort diente.

Karl hob das Buch auf und sah zu seiner großen Freude, daß nur ein Blatt fehlte, und dieses Blatt gehörte nicht einmal zum Text, sondern war ein Kupferstich.

Karl schloß das Buch sorgfältig in einen Schrank ein. Alençon schaute ihm unruhig zu. Er hätte gewünscht, daß dieses Buch, nun da seine furchtbare Sendung erfüllt war, aus den Händen von Karl gekommen wäre.

Es schlug sechs Uhr.

Dies war die Stunde, zu der der König in den Hof hinabkommen sollte, welcher sich bereits mit prächtig gezäumten Pferden, mit reichgekleideten Männern und Frauen gefüllt hatte. Die Jäger hielten ihre behaubten Falken auf den Fäusten. An einigen Piqueurs sah man Hörner, mit denen sie sich versehen hatten, falls der König, der Beize müde, wie ihm dies zuweilen begegnete, ein Reh oder einen Damhirsch hetzen wollte.

Der König ging hinab, schloß aber zuvor sein Waffencabinet. Alençon folgte jeder seiner Bewegungen mit glühenden Blicken und sah ihn seinen Schlüssel in die Tasche stecken.

Die Treppe hinabsteigend blieb der König stille stehen, fuhr mit der Hand an die Stirne und sagte:

„Ich weiß nicht, was ich habe, aber ich fühle mich schwach."

Die Beine des Herzogs von Alençon zitterten nicht weniger, als die des Königs.

„In der That,“ stammelte der Herzog, „es scheint mir, es ist stürmisch Wetter.“

„Sturm im Monat März?“ sagte Karl, „Ihr seyd ein Narr. Nein, ich habe Schwindel, meine Haut ist trocken, ich bin müde, das ist das Ganze.“

Dann fuhr er mit halber Stimme fort:

„Sie werden mich umbringen mit ihrem Hasse und ihren Complotten.“

Als er aber in den Hof trat, brachten die Morgenluft, das Geschrei der Jäger, die hundertfachen lärmenden Begrüßungen der Versammelten auf Karl die gewöhnliche Wirkung hervor.

Er athmete freier und lustiger.

Mit dem ersten Blicke suchte er Heinrich; dieser befand sich in der Nähe von Margarethe. Die zwei vortrefflichen Gatten schienen sich nicht einen Augenblick verlassen zu können, so sehr liebten sie sich.

Als Heinrich den König erblickte, ließ er sein Pferd springen, und er war mit drei Courbetten seines Thieres bei seinem Schwager.

„Ah! ah!“ sagte Karl, „Ihr seyd zur Parforcejagd beritten, Henriot; doch Ihr wißt, daß wir heute eine Falkenjagd machen.“

Dann, ohne die Antwort abzuwarten, fuhr der König seine Stirne faltend und mit beinahe drohendem Tone fort:

„Auf, meine Herren, vorwärts, wir müssen um neun Uhr bei der Jagd seyn.“

Catharina betrachtete Alles dies aus einem Fenster des Louvre. Ein aufgehobener Vorhang gewährte ihrem bleichen, verschleierten Kopfe freien Raum, während der schwarz gekleidete Körper im Halbschatten verschwand.

Auf den Befehl von Karl dehnte sich diese ganze goldene, gestickte, parfumirte Menge, den König an der Spitze, aus, um durch die Pforten des Louvre zu ziehen, und wälzte sich wie eine Lauwine auf die Straße nach Saint-Germain, mitten unter dem Geschrei des Volkes, das

seinen jungen König begrüßte, welcher sorgenvoll, nachdenkend, auf seinem schneeweißen Pferde einherritt.

„Was hat er Euch gesagt?“ fragte Margarethe Heinrich.

„Er hat mir über die Schönheit meines Pferdes ein Compliment gemacht.“

„Sonst nichts?“

„Sonst nichts.“

„Dann weiß er etwas.“

„Ich befürchte es.“

„Wir müssen auf unserer Hut seyn.“

Heinrich erleuchtete sein Gesicht mit jenem feinen Lächeln, das bei ihm Gewohnheit war und für Margarethe besonders bedeutete: „Seyd unbesorgt, meine Theure.“

Kaum hatte der Zug den Hof des Louvre verlassen, als sich Catharina von dem Vorhange zurückzog.

Eines war ihr jedoch nicht entgangen: sie hatte die Blässe von Heinrich, seine Nervenzuckungen, seine leisen Unterredungen mit Margarethe wahrgenommen.

Heinrich war bleich, weil sein Blut, da er nicht den sanguinischen Muth besaß, unter allen Umständen, wo sein Leben auf das Spiel gesetzt war, statt ihm in den Kopf zu steigen, zum Herzen zurückströmte.

Er hatte Nervenzuckungen, weil die Art, wie ihn Karl empfangen, so verschieden von dem Empfange, der ihm gewöhnlich von dem König zu Theil wurde, einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Er hatte sich mit Margarethe besprochen, weil, wie wir wissen, von dem Manne und der Frau in politischer Hinsicht eine Offensive- und Defensivallianz abgeschlossen worden war.

Catharina aber erklärte sich die Dinge ganz anders.

„Diesmal,“ murmelte sie mit ihrem florentinischen Lächeln, „diesmal wird der theure Henriot wohl hängen bleiben.“

Nachdem sie eine Viertelstunde gewartet hatte, um

der ganzen Jagd Zeit zu lassen, sich aus Paris zu entfernen, ging sie, um sich von der Sache selbst zu überzeugen, aus ihrem Zimmer, schritt durch den Gang, stieg die kleine Wendeltreppe hinauf und öffnete mit Hülfe ihres doppelten Schlüssels die Wohnung des Königs von Navarra.

Aber vergebens suchte sie in der ganzen Wohnung das Buch, vergebens ging ihr glühender Blick von den Tischen zu den Stühlen, von den Stühlen zu den Pulten, von den Pulten zu den Fächern, von den Fächern zu den Schränken über; nirgends gewahrte sie, was sie suchte.

„Er hat es ohne Zweifel in irgend einen Schrank eingeschlossen," sagte sie, „und wenn er es noch nicht gelesen hat, so wird er es lesen."

Und sie stieg wieder hinab, diesmal fest überzeugt, ihr Plan wäre gelungen.

Der König verfolgte mittlerweile den Weg nach Saint-Germain, wo er nach anderthalb Stunden scharfen Rittes anlangte; man begab sich nicht einmal zu dem alten Schlosse, das sich mitten unter den auf dem Berge zerstreuten Häusern erhob. Man zog über die hölzerne Brücke, welche damals vor dem Baume lag, den man noch heut' zu Tage die Sülly's-Eiche nennt. Dann machte man den geschmückten Barken, welche der Jagd folgten, ein Zeichen damit der König und die Leute seines Hofes leichter über den Fluß gelangen könnten sich in Bewegung zu setzen.

In einem Augenblick bewegte sich diese ganze lustige, von so verschiedenartigen Interessen belebte, Jugend auf dem herrlichen Wiesgrunde, der von der waldigen Höhe von Saint-Germain herabläuft und plötzlich das Aussehen einer großen Stickerei mit buntscheckigen, tausendfarbigen Personen bekam, wobei der an seinem Ufer schäumende Fluß die silberne Franse bildete.

Vor dem König, der auf seinem weißen Roße seinen Lieblingsfalken auf der Faust einherritt, mar-

schirten die Jägerbursche mit grauen Wämmsern und hohen Stiefeln, welche, ein halbes Dutzend Hunde mit der Stimme beherrschend, die Rohre am Ufer niedertraten.

In diesem Augenblick kam plötzlich die bis jetzt hinter Wolken verborgene Sonne aus dem düstern Ocean hervor, in den sie getaucht war. Ein Strahl ihres Lichtes beleuchtete all' dieses Gold, alle diese Juwelen, alle diese glühenden Augen, und aus dem ganzen Lichte wurde ein Feuerstrom.

Jetzt, und als hätte er nur diesen Moment erwartet, damit eine schöne Sonne seine Niederlage beleuchte, erhob sich ein Reiher, einen langen, klagenden Schrei ausstoßend, mitten aus dem Schilfe.

„Haw! haw!“ rief Karl, seinem Falken die Haube abziehend und ihn dem Flüchtling nachwerfend.

„Haw! haw!“ rief man einstimmig, um den Vogel zu ermuthigen.

Einen Augenblick von dem Lichte geblendet, drehte sich der Falke gleichsam um sich selbst und beschrieb einen Kreis, ohne vorzurücken oder zurückzuweichen; dann erblickte er plötzlich den Reiher und nahm rasch seinen Flug in der Richtung desselben.

Der Reiher aber, der sich als ein kluger Vogel auf mehr als hundert Schritte von den Jägerburschen erhob, hatte, während der König seinem Falken die Haube abnahm und dieser sich an das Licht gewöhnte, Raum oder vielmehr Höhe gewonnen. So kam es, daß er, als ihn sein Feind erblickte, mehr als fünf hundert Schritte entfernt war, und da er in den höheren Zonen die für seine mächtigen Flügel erforderliche Luft fand, stieg er rasch empor.

„Haw! haw! Bec-de-Fer,“ rief Karl seinen Falken ermuthigend, „beweise uns, daß du Race hast. Haw! haw!“

Das edle Thier schoß, als hätte es diese Ermuthigung verstanden, wie ein Pfeil fort, wobei es eine

schräge Linie verfolgte, welche in die senkrechte Linie auslaufen sollte, die der Reiher nahm, der fortwährend stieg, als wollte er im Aether verschwinden.

„Ah! zweifacher Feigling," rief Karl, als hätte ihn der Flüchtige hören können, setzte sein Pferd in Galopp und folgte der Jagd, so gut er konnte, wobei er den Kopf zurücklegte, um die zwei Vögel nicht eine Sekunde aus dem Auge zu verlieren. „Ah! zweifacher Feigling du fliehst. Aber Bec-de-Fer hat Race; warte! warte! haw! Bec-de-Fer, haw!"

Der Kampf war wirklich interessant; die zwei Vögel näherten sich einander, oder vielmehr der Falke näherte sich dem Reiher. Es fragte sich nur, wer bei diesem ersten Angriff die Oberhand behalten würde.

Die Furcht hatte bessere Flügel, als der Muth.

Von seinem Fluge fortgerissen schoß der Falke unter dem Bauche des Reihers durch, den er hätte beherrschen sollen. Der Reiher benützte seine Ueberlegenheit und brachte ihm einen Schlag mit seinem langen Schnabel bei.

Wie von einem Dolchstoße getroffen, machte der Falke ganz betäubt drei Wendungen um sich selbst, und man hätte einen Augenblick glauben sollen, er werde sich herablassen. Aber wie ein verwundeter Krieger, der sich furchtbarer erhebt, stieß er einen schrillen, drohenden Schrei aus und nahm seinen Flug wieder nach dem Reiher.

Der Reiher hatte seinen Vortheil benützt und die Richtung seines Fluges verändernd eine Biegung gegen den Wald gemacht, wobei er dießmal Raum zu gewinnen und durch die Entfernung statt durch die Höhe zu entkommen suchte.

Aber sein Verfolger war von edler Race und hatte den Flügelschlag eines Geierfalken. Er wiederholte dasselbe Manoeuvre und flog schräge auf den Reiher zu, der zwei oder drei Angstschreie ausstieß nnd senkrecht sich zu erheben suchte, wie er es das erste Mal gethan hatte.

Kaum waren zehn Sekunden in diesem doppelten Kampfe hingegangen, als die zwei Vögel in den Wolken zu verschwinden schienen. Der Reiher war kaum noch so groß wie eine Lerche, und der Falke erschien wie ein schwarzer Punkt, der jeden Augenblick unmerklicher wurde.

Karl und sein Hof folgten den zwei Vögeln nur noch mit dem Blicke. Jeder war, die Augen auf den Flüchtling und seinen Verfolger geheftet, an seinem Platze geblieben.

„Bravo! bravo! Bec-de-Fer!“ rief plötzlich der König. „Seht, seht, meine Herren, er hat die Oberhand. Haw! Haw!“

„Meiner Treue, ich gestehe, daß ich weder den einen, noch den andern sehe,“ sprach Heinrich.

„Ich auch nicht,“ sagte Margarethe.

„Ja, aber wenn Du sie nicht siehst, Henriot, so kannst Du sie doch noch hören,“ versetzte Karl, „den Reiher wenigstens. Hörst Du, hörst Du, er bittet um Gnade!“

Es stiegen in der That einige Klageschreie, die nur ein geübtes Ohr aufzufassen vermochte, vom Himmel zur Erde herab.

„Schau! schau!“ rief Karl, „und Du wirst sie sogleich schneller herabsinken sehen, als sie hinaufgestiegen sind.“

Als der König diese Worte sprach, erschienen die zwei Vögel wirklich allmählig wieder. Es waren nur zwei schwarze Punkte, aber an der Verschiedenheit der Größe dieser Punkte konnte man leicht sehen, daß der Falke obenauf war.

„Seht! seht!“ rief Karl, „Bec-de-Fer hält ihn.“

Von dem Raubvogel beherrscht, versuchte es der Reiher nicht einmal mehr, sich zu vertheidigen. Er sank rasch herab, beständig von dem Falken geschlagen und nur durch sein Geschrei antwortend. Plötzlich zog er die Flügel zusammen und ließ sich wie einen Stein

herabfallen; aber sein Gegner that dasselbe, und als der Flüchtling wieder seinen Flug nehmen wollte, betäubte ihn ein letzter Flügelschlag; er setzte seinen Sturz sich um sich selbst drehend fort, und in dem Augenblick, wo er die Erde berührte, ließ sich der Falke auf ihn nieder und stieß ein Siegesgeschrei aus, welches das Niederlagsgeschrei des Besiegten bedeckte.

„Zum Falken! zum Falken!“ rief Karl und sprengte in der Richtung der Stelle fort, wo die zwei Vögel niedergefallen waren.

Aber plötzlich parirte er sein Roß, stieß einen Schrei aus, ließ den Zügel los und klammerte sich mit einer Hand an die Mähne seines Pferdes an, während er mit der andern nach seinem Magen griff, als hätte es seine Eingeweide zerreissen wollen.

Bei diesem Schrei eilten alle Höflinge herbei.

„Es ist nichts, es ist nichts,“ sagte Karl, das Gesicht entflammt, die Augen wild, verstört; „es kam mir nur vor, als ob ein glühendes Eisen durch meinen Magen dränge. Geht, geht, es ist nichts.“

Und er setzte sein Pferd abermals in Galopp.

Alençon erbleichte.

„Was gibt es denn wieder?“ fragte Heinrich seine Gemahlin.

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte Margarethe. „Doch habt Ihr meinen Bruder gesehen? er war purpurroth.“

„Es ist sonst nicht seine Gewohnheit,“ sagte Heinrich.

Die Höflinge schauten einander erstaunt an und folgten dem König.

Man gelangte zu der Stelle, wo sich die zwei Vögel niedergelassen hatten. Der Falke zerhackte bereits das Gehirn des Reihers.

Karl sprang von seinem Pferde, um den Kampf näher zu betrachten.

Als er aber die Erde berührte, war er genöthigt, sich am Sattel zu halten, denn der Boden drehte sich

um ihn. Er fühlte einen gewaltigen Drang, sich zu erbrechen.

„Mein Bruder! mein Bruder!" rief Margarethe, „was habt Ihr?"

„Ich habe," erwiederte Karl, „was Porcia haben mußte, als sie die glühenden Kohlen verschluckt hatte; ich brenne und es ist mir, als stünde mein Athem in Flammen."

In demselben Augenblick stieß Karl seinen Athem aus und schien erstaunt, daß er kein Feuer aus seinen Lippen hervorkommen sah.

Man hatte indessen den Falken wieder aufgenommen und behaubt und alle Welt war um Karl versammelt.

„Nun, nun, was soll das bedeuten? Beim Leibe Christi, es ist nichts oder wenn es etwas ist, so sprengt mir die Sonne den Kopf und höhlt meine Augen aus. Vorwärts, zur Jagd, meine Herren. Hier ist eine ganze Compagnie von jungen Wildenten. Laßt Alles los! Corboeuf, wir wollen uns belustigen."

Man nahm wirklich fünf bis sechs Falken die Hauben ab, schleuderte sie und sie schossen in der Richtung des Wildprets fort, während die ganze Jagd abermals das Ufer des Flusses erreichte.

„Nun, was sagt Ihr, Madame?" fragte Heinrich seine Gemahlin.

„Daß der Augenblick günstig ist," erwiederte Margarethe, „und daß wir, wenn sich der König nicht umwendet, von hier aus leicht zum Walde gelangen können."

Heinrich rief den Jägerburschen, der den Reiher trug, und während die lärmende, vergoldete Lauwine sich auf der Böschung fortwälzte, welche gegenwärtig die Terrasse bildet, blieb er allein zurück, dem Anscheine nach, um den Leichnam des Besiegten zu untersuchen.

In diesem Augenblick, und als wollte er ihm zu Hülfe kommen, erhob sich ein Fasan.

Heinrich ließ seinen Falken los; er hatte, um sich

von der allgemeinen Jagd zu entfernen, den Vorwand einer besondern Jagd.

III.

Der Pavillon von Franz I.

Es war etwas Schönes um die Falkenjagd, durch Könige gemacht, besonders als Könige noch beinahe Halbgötter waren und die Jagd nicht allein zu den Vergnügungen, sondern zu den Künsten gehörte.

Nichtsdestoweniger müssen wir dieses königliche Schauspiel verlassen, um an einen Ort des Waldes zu bringen, wo alle Schauspieler der Scene, die wir so eben erzählt haben, bald wieder zu uns kommen werden.

Rechts von der Allee des Violettes, einer langen Arcade von Laubwerk, wo unter den Lavendeln und Heidekräutern ein Hase unruhig von Zeit zu Zeit die Ohren spitzt, während der Hirsch mit hohem Geweih die Nasenlöcher aufsperrt und horcht, ist eine Lichtung, weit genug entfernt, um von der Straße aus nicht gesehen zu werden, aber doch nicht ferne genug, daß man von dieser Lichtung aus die Straße nicht sehen sollte.

Mitten in dieser Lichtung lagen zwei Männer auf dem Rasen; sie hatten unter sich einen Reisemantel, an ihrer Seite ein langes Schwert und in ihrer Nähe, jeder eine Muskete mit ausgeschweiftem Schlunde, damals Poitrinal genannt. Nach der Eleganz ihrer Tracht glichen sie von Ferne den lustigen Plauderern des Decameron, von Nahem aber durch das Bedrohliche ihrer Waffen jenen Banditen, welche Salvator Rosa hundert Jahre später auf seinen Landschaften nach der Natur malte.

Einer von ihnen stützte sich auf ein Knie und horchte, wie einer von den Hasen oder Hirschen, von denen wir so eben gesprochen haben.

„Es scheint mir," sagte er, „die Jagd hatte sich uns bedeutend genähert. Ich hörte sogar das Geschrei der Jäger, wie sie den Falken ermuthigten."

„Und nun," sagte der Andere, der die Ereignisse mit viel mehr Philosophie als sein Kamerad zu erwarten schien, „nun höre ich nichts mehr; sie müssen sich entfernt haben. Ich sagte es Dir wohl, es wäre ein schlechter Ort zum Beobachten. Man wird allerdings nicht gesehen, aber man sieht auch nicht."

„Was Teufel, mein lieber Annibal," versetzte der Erste von den Sprechenden, „wir mußten irgendwo unsere eigenen Pferde, dann die zwei Handpferde und endlich die zwei Maulthiere unterbringen, welche so beladen sind, daß ich nicht weiß, wie sie es machen wollen, um uns zu folgen. Ich kenne aber nur diese alten Buchen und die hundertjährigen Eichen, welche sich dieses schwierigen Geschäftes auf eine geeignete Weise zu entledigen vermögen. Weit entfernt also Herrn von Mouy, wie Du es thust, zu tadeln, erkenne ich in allen Vorbereitungen zu dem Unternehmen, das er geleitet hat, den Scharfsinn eines wahren Verschwörers."

„Gut," sagte der zweite Edelmann, „das Wort ist heraus, ich erwartete es. Daran fasse ich Dich. Wir verschwören uns also, wir conspiriren?"

„Wir conspiriren nicht, wir dienen dem König und der Königin."

„Diese aber conspiriren, und es kömmt somit ganz auf das Gleiche heraus."

„Coconnas, ich habe Dir bereits gesagt," versetzte La Mole, „ich zwinge Dich nicht im Geringsten, mir bei einem Abenteuer zu folgen, das mich einzig und allein ein besonderes Gefühl, welches Du nicht theilst und nicht theilen kannst, unternehmen läßt."

„Ei Mord und Tod! wer sagt denn, Du zwingest

mich? Ich kenne vor Allem gar keinen Menschen, der Coconnas zu zwingen vermöchte, das zu thun, was er nicht thun will; aber glaubst Du, ich werde Dich gehen lassen, ohne Dir zu folgen, besonders wenn ich sehe, daß Du zum Teufel gehst."

„Annibal! Annibal!" sagte La Mole, „ich glaube, ich sehe dort ihren weißen Zelter. Oh! es ist doch sonderbar, daß schon bei dem Gedanken, sie werde kommen, mein Herz schlägt."

„In der That, es ist seltsam," versetzte Coconnas gähnend, „mein Herz schlägt nicht im Mindesten."

„Sie ist es nicht," sagte La Mole. „Was ist denn geschehen? es hat doch zwölf Uhr geschlagen, wie es mir scheint."

„Ohne Zweifel irrst Du Dich, die Mittagsstunde ist noch nicht da, und wir haben noch Zeit, einen Schlaf zu machen."

Und in dieser Ueberzeugung streckte sich Coconnas auf seinem Mantel aus, wie ein Mensch, der den Beweis mit den Worten verbinden will. Als aber sein Ohr den Boden berührte, hob er den Finger auf und bedeutete La Mole durch ein Zeichen, er solle schweigen.

„Was gibt es?" fragte dieser.

„Stille, diesmal höre ich etwas; ich täusche mich nicht."

„Es ist sonderbar, ich mag immerhin horchen, ich höre nichts."

„Du hörst nichts?"

„Nein."

„Nun, so schau' jenen Hirsch an," sprach Coconnas aufstehend und die Hand auf den Arm von La Mole legend.

„Wo?"

„Dort."

Und Coconnas zeigte das Thier La Mole mit dem Finger.

„Nun?"

„Du wirst sehen."

La Mole betrachtete das Thier, das seinen Kopf zur Erde senkte, als schickte es sich an, zu grasen. Es horchte unbeweglich. Bald hob es seine mit prachtvollem Geweih beladene Stirne empor und spitzte das Gehör nach der Seite, von welcher ohne Zweifel das Geräusch kam. Dann jagte es plötzlich ohne eine scheinbare Ursache rasch wie der Blitz fort.

„Oh! oh!" sagte La Mole, „ich glaube Du hast Recht, denn der Hirsch entflieht."

„Da er nun entflieht," versetzte Coconnas, „so geschieht es, weil er das hört, was Du nicht hörst."

Ein dumpfes, kaum vernehmbares Geräusch bebte wirklich durch das Gras; für minder geübte Ohren wäre es der Wind gewesen; für Reiter war es ein entfernter Galopp von Pferden.

La Mole war in einer Sekunde auf den Beinen.

„Hier sind sie," sprach er, „frisch auf!"

Coconnas erhob sich, aber ruhiger; die Lebhaftigkeit des Piemontesen schien in das Herz von La Mole übergegangen zu seyn, während es im Gegentheil den Anschein hatte, als hätte sich die Sorglosig eit des Letzteren seines Freundes bemächtigt. Der Eine handelte in dieser Sache aus Enthusiasmus, der Andere wider seinen Willen.

Bald schlug ein gleichmäßiger Lärmen an das Ohr der zwei Freunde. Das Wiehern eines Pferdes machte, daß die Rosse, welche sie zehn Schritte von ihnen entfernt bereit hielten, die Ohren spitzten, und in der Allee erschien, rasch wie ein Schatten vorüberziehend, eine Frau, die sich nach ihrer Seite wand, ein seltsames Zeichen machte und wieder verschwand.

„Die Königin!" riefen Beide gleichzeitig.

„Was bedeutet dies?" fragte Coconnas.

„Sie hat mit dem Arme so gemacht," erwiederte La Mole, „das bedeutet: sogleich."

„Sie hat so gemacht," sagte Coconnas, „das bedeutet: Geht!"

„Dieses Zeichen heißt: „Wartet auf mich!"

„Dieses Zeichen heißt: „Rettet Euch."

„Nun, so wollen wir jeder nach seiner Ueberzeugung handeln," sagte La Mole. „Gehe, ich werde bleiben."

Coconnas zuckte die Achseln und legte sich wieder nieder.

In demselben Augenblicke kam in der entgegengesetzten Richtung des Weges, den die Königin verfolgt hatte, aber durch dieselbe Allee mit verhängten Zügeln eine Truppe von Reitern, in denen die zwei Freunde Protestanten erkannten. Glühend, beinahe wüthend sprangen ihre Pferde wie die Heuschrecken, von denen Hiob spricht. Sie erschienen und verschwanden.

„Pest! das wird ernst," sagte Coconnas, abermals aufstehend. „Laßt uns in den Pavillon von Franz dem Ersten gehen!"

„Im Gegentheil gehen wir nicht dahin," erwiederte La Mole; „wenn wir entdeckt sind, wird sich die Aufmerksamkeit des Königs zuerst nach diesem Pavillon richten, weil er der allgemeine Versammlungsort ist."

„Diesmal kannst Du wohl Recht haben," brummte Coconnas.

Coconnas hatte kaum diese Worte gesprochen, als ein Reiter wie ein Blitz mitten unter den Bäumen erschien und über Gräben, Gebüsche, Schranken setzend, zu den zwei Edelleuten gelangte. Er hielt in jeder Hand eine Pistole und lenkte sein Pferd bei diesem wüthenden Laufe nur mit den Knieen.

„Herr von Mouy!" rief Coconnas unruhig und nun flinker geworden als La Mole; „Herr von Mouy flieht! Man flüchtet sich also?"

„Rasch, rasch!" rief der Hugenott, „schnell aufgepackt! Ich habe einen Umweg gemacht, um es Euch zu sagen. Vorwärts Marsch!"

Und da er, während er diese Worte sprach, nicht zu

rennen aufhörte, so war er bereits weit, als er vollendet hatte und als von La Mole und Coconnas der Sinn seiner Rede völlig aufgefaßt war.

„Und die Königin?“ rief La Mole.

Aber die Stimme des jungen Mannes verlor sich im weiten Raume. Herr von Mouy hatte bereits eine zu große Entfernung erreicht, um ihn zu hören, und besonders um ihm zu antworten.

Coconnas hatte bald seinen Entschluß gefaßt, während La Mole unbeweglich blieb und mit den Augen Herrn von Mouy verfolgte, der zwischen den Zweigen verschwand, welche sich vor ihm öffneten und hinter ihm wieder schlossen. Er lief nach den Pferden, führte sie herbei, sprang auf das seinige, warf den Zügel des andern La Mole in die Hände und schickte sich an, fortzureiten.

„Vorwärts, vorwärts!“ sprach er. „Ich wiederhole, was Herr von Mouy gesagt hat: Vorwärts, Marsch! Und von Mouy ist ein Mann, welcher gut spricht. Vorwärts, vorwärts, La Mole!“

„Einen Augenblick,“ versetzte La Mole, „wir sind aus einer gewissen Ursache hiehergekommen.“

„Wenn wir nicht gehenkt werden sollen,“ erwiederte Coconnas, „so rathe ich Dir, keine Zeit zu verlieren. Ich ahne, Du wirst Rhetorik machen, das Wort Flucht umschreiben, von Horaz sprechen, der seinen Schild wegwarf, und von Epaminondas, welchen man auf dem seinigen zurückbrachte. Ich aber sage Dir nur ein einziges Wort: Wo Herr von Mouy Saint-Phale flieht, kann alle Welt fliehen. . .“

„Herr von Mouy Saint-Phale,“ sprach La Mole, „ist nicht beauftragt, die Königin Margaretha zu entführen; Herr von Mouy Saint-Phale liebt die Königin Margarethe nicht.“

„Mord und Tod! daran thut er recht, wenn die Liebe ihn veranlassen würde, Dummheiten zu begehen, denen ähnlich, auf welche ich Dich sinnen sehe. Fünf-

malhunderttausend Teufel mögen die Liebe holen, welche den Kopf der zwei bravsten Edelleute kosten kann. Corne de boef, wie König Karl sagt, wir conspiriren, mein Lieber, und wenn man schlecht conspirirt, muß man wohl die Flucht ergreifen. Zu Pferde, zu Pferde, La Mole!"

„Rette Dich, mein Lieber, ich hindere nicht daran, sondern fordere Dich sogar noch dazu auf. Dein Leben ist kostbarer, als das meinige; vertheidige es also."

„Man muß mir sagen: Coconnas, lassen wir uns mit einander hängen, und nicht: Coconnas, rette Dich ganz allein."

„Bah, mein Freund," erwiederte La Mole, „der Strick ist für Bauernkerle gemacht, und nicht für Edelleute wie wir sind!"

„Ich fange an zu glauben," sagte Coconnas mit einem Seufzer, „daß die Vorsichtsmaßregel, welche ich getroffen habe, nicht schlecht ist."

„Welche?"

„Daß ich mir den Henker zum Freund gemacht habe."

„Du bist bitter, mein lieber Coconnas."

„Aber was machen wir?" rief dieser ungeduldig.

„Wir wollen die Königin aufsuchen."

„Wo dieß?"

„Ich weiß es nicht .... Den König aufsuchen."

„Wo dieß?"

„Ich weiß es nicht, aber wir werden sie finden, und zu zwei thun, was fünfzig Personen nicht vermochten, oder nicht zu thun gewagt haben."

„Du fassest mich bei der Eitelkeit, Hyacinth; das ist schlimm!"

„Gut; aber nun zu Pferde, und vorwärts."

„Mir ganz lieb."

La Mole wandte sich, um nach dem Sattelknopf zu greifen, in dem Augenblick, wo er den Fuß auf den Steigbügel hob, ließ sich eine gebieterische Stimme vernehmen:

„Halt! ergebt Euch!" sprach die Stimme.

Zu gleicher Zeit erschien die Gestalt eines Mannes hinter einer Eiche, dann eine andere, dann dreißig. Es waren die Chevauxlegers, die sich auf dem glatten Bauche durch das Heidekraut gearbeitet hatten und das Gehölze durchsuchten.

„Was habe ich Dir gesagt?" murmelte Coconnas.

Eine Art von dumpfem Stöhnen war die Antwort von La Mole.

Die Chevauxlegers waren noch ungefähr dreißig Schritte von den zwei Freunden entfernt.

„Laßt hören!" fuhr der Piemontese ganz laut mit dem Lieutenant der Chevauxlegers und ganz leise mit La Mole sprechend fort: „Meine Herren, was gibt es denn?"

Der Lieutenant befahl, auf die zwei Freunde anzuschlagen.

Coconnas sagte ganz leise.

„Aufgesessen! La Mole, es ist noch Zeit; schwinge Dich auf Dein Pferd, wie ich es Dich hundertmal habe machen sehen."

Dann sich gegen die Chevauxlegers umwendend:

„Ei! den Teufel, meine Herren, schießt nicht, Ihr könntet Freunde tödten."

Nun wieder zu La Mole:

„Durch die Bäume schießt man schlecht; sie werden schießen und uns fehlen."

„Unmöglich," erwiederte La Mole; „wir können das Pferd von Margarethe und die zwei Maulthiere nicht mit uns fortnehmen. Dieses Pferd und diese zwei Maulthiere würden sie compromittiren, während ich durch meine Antworten jeden Verdacht beseitigen werde. Gehe, mein Freund, gehe!"

„Meine Herren," sagte Coconnas den Degen ziehend und in die Luft rehebend, „meine Herren, wir ergeben uns."

Die Chevauxlegers erhoben ihre Musketen.

„Aber vor Allem sagt uns, warum müssen wir uns ergeben?"

„Ihr möget den König von Navarra fragen."

„Welches Verbrechen haben wir begangen?"

„Der Herzog von Alençon wird es Euch sagen."

Coconnas und La Mole schauten sich an, der Name ihres Feindes war in diesem Augenblick durchaus nicht geeignet, sie zu beruhigen.

Es leistete jedoch weder der Eine noch der Andere Widerstand. Coconas wurde aufgefordert, vom Pferde zu steigen, ein Manoeuvre, das er ohne Bemerkung ausführte. Dann wurden Beide in die Mitte der Chevauxlegers genommen, und man schlug den Weg nach dem Pavillon von Franz I. ein.

„Du wolltest den Pavillon von Franz I. sehen," sagte Coconnas zu La Mole, als er durch die Bäume die Mauern eines reizenden gothischen Gebäudes erblickte; „nun wohl, es scheint, Du wirst ihn sehen."

La Mole reichte, ohne zu antworten, Coconnas die Hand.

Neben diesem reizenden Pavillon, der zur Zeit von Ludwig XII. erbaut worden war und der Pavillon von Franz I. genannt wurde, weil dieser ihn stets zu seinen Jagdrendezvous wählte, hatte man eine Art von Hütte für die Piqueurs errichtet, welche gewissermaßen unter den Musketen, Hellebarden und Schwertern verschwand, wie ein Maulwurfshügel unter einer reifenden Ernte.

In diese Hütte hatte man die Gefangenen geführt.

Beleuchten wir nun die, besonders für die zwei Freunde sehr wolkenreiche, Lage der Dinge durch die Erzählung dessen, was vorgefallen war.

Die protestantischen Edelleute hatten sich verabredetermaßen in dem Pavillon von Franz I. versammelt, zu welchem Herr von Mouy, wie man weiß, einen Schlüssel besaß.

Herren des Waldes, wenigstens wie sie glaubten, stellten sie an verschiedenen Orten Wachen auf, deren sich die Chevaurlegers mittelst einer Verwandlung weißer Schärpen in rothe Schärpen, — eine Vorsichtsmaßregel, die von dem geistvollen Eifer von Herrn von Nancey herrührte, — ohne einen Schwertstreich durch kräftige Ueberrumpelung bemächtigten.

Die Chevaurlegers setzten, den Pavillon umschließend, ihr Treibjagen fort. Aber Herr von Mouy, der, wie gesagt, den König am Emde der Allee des Violettes erwartete, sah diese rothen Schärpen mit Wolfstritten einher schleichen, und von diesem Augenblicke an kamen ihm die rothen Schärpen auch verdächtig vor. Er warf sich auf die Seite, um nicht gesehen zu werden, und bemerkte, daß sich der weite Kreis immer mehr verengte, so daß er den ganzen Wald durchstreichen und den Sammelplatz umhüllen mußte.

Zu gleicher Zeit sah er im Hintergrunde der Hauptallee die weißen Reiherbüsche hervorragen und die Büchsen der Leibwache des Königs glänzen. Endlich erkannte er den König selbst, währen der auf der entgegengesetzten Seite den König von Navarra erblickte.

Nun durchschnitt er die Luft kreuzweise mit seinem Hute, was das verabredete Zeichen war, um anzudeuten, Alles wäre verloren.

Auf dieses Zeichen kehrte der König auf der Stelle um und verschwand.

Sogleich drückte Herr von Mouy seine großen Spornräder seinem Pferde in den Bauch, ergriff die Flucht und schleuderte, indem er floh, La Mole die von uns erwähnten Warnungsworte zu.

Der König, der das Verschwinden von Heinrich und Margarethe wahrgenommen hatte, kam in Begleitung von Herrn von Alençon herbei, um Beide aus der Hütte hervortreten zu sehen, worin auf seinen Befehl Alles, was sich nicht nur in dem Pavillon, sondern auch in dem Walde finden würde, eingeschlossen werden sollte.

Alençon galoppirte voll Vertrauen neben dem König, dessen schlechte Laune sich noch durch furchtbare Schmerzen vermehrte. Mehrere Male war er einer Ohnmacht nahe gewesen, und ein Mal hatte er sogar Blut gebrochen.

„Vorwärts! vorwärts!" sprach der König anlangend; „es drängt mich in den Louvre zurück. Schießt mir alle diese Parpaillots von Bau weg; es ist heute Sanct Blasius, der Vetter von Sanct Bartholomäus."

Bei diesen Worten des Königs setzte sich der ganze Haufen von Spießen und Büchsen in Bewegung, und man nöthigte die Hugenotten, die man theils im Walde, theils in dem Pavillon verhaftet hatte, einen nach dem andern aus der Hütte herauszutreten.

Aber von dem König von Navarra, von Margarethe und von Herrn von Mouy war nichts zu sehen.

„Nun," sagte der König, „wo ist Heinrich, wo ist Margot. Ihr habt mir sie versprochen, Alençon und Corboeuf! man muß mir sie finden."

„Der König und die Königin von Navarra?" versetzte Herr von Nancey, „wir haben sie nicht einmal gesehen."

„Hier sind sie," rief Frau von Nevers.

Es erschienen wirklich in diesem Augenblick am Ende einer Allee, welche nach dem Fluße führte, Heinrich und Margot, Beide ganz ruhig, als ob gar nichts vorginge; Beide den Falken auf der Faust und nach der Art der Verliebten mit so viel Kunst an einander geschlossen, daß ihre Pferde, nicht minder vereinigt als sie, im Galoppiren sich mit den Nüstern zu liebkosen schienen.

Wüthend ließ nun Alençon die Umgegend durchsuchen, und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß man La Mole und Coconnas unter ihrer Epheulaube fand.

Sie zogen auch in den Kreis ein, welchen die Garden mit brüderlicher Durchschlingung bildeten. Nur konnten sie sich, da sie keine Könige waren, keine so gute Haltung geben, wie Heinrich und Margarethe. La Mole war zu bleich, Coconnas zu roth.

IV.

Die Nachforschungen.

Das Schauspiel, welches die jungen Leute gewahrten, als sie in den Kreis traten, war eines von denjenigen, welche man nie vergißt, hätte man sie auch nur ein einziges Mal und nur einen Augenblick gesehen.

Karl IX. hatte, wie gesagt, alle die der Hütte der Piqueurs eingeschlossenen und hinter einander von den Wachen herausgezogenen Hugenotten defiliren lassen.

Er und Alençon folgten jeder Bewegung mit gierigem Auge, in der Erwartung, den König von Navarra ebenfalls heraustreten zu sehen.

Sie wurden in ihrer Erwartung getäuscht.

Damit begnügte man sich aber nicht, man mußte wissen, was aus Heinrich und Margarethe geworden war.

Als man am Ende der Allee die beiden jungen Gatten erscheinen sah, erbleichte Alençon, während Karl sein Herz sich erweitern fühlte, denn er wünschte instinktartig, daß Alles, was ihn sein Bruder zu thun genöthigt hatte, auf diesen zurückfallen möchte.

„Er wird also entkommen," murmelte Franz.

In diesem Augenblick wurde der König von so heftigen Schmerzen in den Eingeweiden befallen, daß er den Zügel losließ, mit beiden Händen an seine Seiten faßte und Schreie ausstieß, wie ein Rasender.

Heinrich näherte sich ihm voll Eifer, aber während der Zeit, die er dazu brauchte, nur die zweihundert Schritte, die ihn vom König trennten, zu durcheilen, hatte sich Karl bereits wieder erholt.

„Woher kommt Ihr, mein Herr?" fragte Karl mit einer Härte der Stimme, welche Margarethe beben machte.

„Von der Jagd, mein Bruder," erwiederte sie.

„Die Jagd war am Ufer des Flusses und nicht im Walde."

„Mein Falke hat sich auf einen Fasanen geworfen, Sire," sprach Heinrich, „und zwar in dem Augenblick, wo wir zurückgeblieben waren, um den Reiher zu sehen."

„Wo ist der Fasan?"

„Hier, nicht wahr, ein schöner Hahn?"

Und hiebei überreichte Heinrich dem König mit der unschuldigsten Miene den Vogel mit dem Gefieder von Purpur, Azur und Gold.

„Ah! ah!" sprach Karl, „aber warum seyd Ihr mir nicht nachgeritten, nachdem dieser Fasan genommen war?"

„Weil er seinen Flug nach dem Parke gerichtet hatte, Sire, so daß wir, als wir am Ufer des Flusses hinabritten, Euch eine halbe Meile vor uns bereits wieder gegen den Wald hinaufreiten sahen; dann fingen wir an, auf Eurer Spur fortzugaloppiren, denn da wir zu der Jagd Eurer Majestät gehören, so wollten wir sie auch nicht verlieren."

„Und alle diese Edelleute," versetzte Karl, „waren sie auch eingeladen?"

„Was für Edelleute?" erwiederte Heinrich, und schaute fragend rings umher.

„Euere Hugenotten, bei Gott!" rief Karl; „wenn sie Jemand eingeladen hat, so bin ich es jedenfalls nicht gewesen."

„Nein, Sire," antwortete Karl, „aber vielleicht war es Herr von Alençon."

„Herr von Alençon, wie so?"

„Ich?" rief der Herzog.

„Oh! ja, mein Bruder," erwiederte Heinrich, „habt Ihr gestern nicht verkündigt, Ihr wäret König von Navarra? Nun, die Hugenotten, die Euch zum König verlangt haben, kommen, um Euch zu danken, daß Ihr die Krone angenommen, und dem König, daß er sie gegeben hat. Nicht wahr, meine Herren?"

„Ja! ja!" riefen zwanzig Stimmen: „es lebe der Herzog von Alençon! es lebe König Karl!"

„Ich bin nicht der König der Hugenotten," sagte

Franz, vor Zorn erbleichend, und verstohlen einen Blick auf Karl werfend, fügte er bei, „und ich hoffe es nie zu werden.“

„Gleichviel!“ versetzte Karl, „Ihr sollt erfahren, Heinrich, daß ich diese Geschichte sehr sonderbar finde.“

„Sire,“ sprach der König von Navarra mit Festigkeit, „Gott vergebe mir, man sollte glauben, ich stünde ein Verhör aus.“

„Und wenn ich Euch sagte, ich verhöre Euch, was würdet Ihr antworten?“

„Daß ich so gut König bin, wie Ihr, Sire,“ entgegnete Heinrich mit stolzem Tone; „denn nicht die Krone, sondern die Geburt macht das Königthum, und daß ich meinem Bruder und Freunde, nie aber meinem Richter antworten werde.“

„Ich möchte doch wissen,“ murmelte Karl, „woran ich mich in meinem Leben zu halten habe.“

„Man führe Herrn von Mouy herbei,“ sprach Alençon, „Herr von Mouy muß festgenommen seyn.“

„Ist Herr von Mouy unter den Gefangenen?“ fragte der König.

Heinrich hatte einen unruhigen Moment, und wechselte einen Blick mit Margarethe; aber dieser Moment war von kurzer Dauer.

Keine Stimme antwortete.

„Herr von Mouy ist nicht unter den Gefangenen,“ sprach endlich Herr von Nancey; „einige von unsern Leuten glauben ihn gesehen zu haben, aber keiner ist seiner Sache gewiß.“

Alençon murmelte einen Fluch durch die Zähne.

„Ei!“ sagte Margarethe, auf La Mole und Coconnas deutend, die dieses Gespräch mit angehört hatten, und auf deren Einverständniß sie rechnen zu können glaubte; „Sire, hier sind zwei Edelleute von Herrn von Alençon, befragt sie, sie werden antworten.“

Der Herzog fühlte den Streich.

„Ich habe sie verhaften lassen, gerade um zu beweisen, daß sie nicht mein sind," sprach der Herzog.

Der König betrachtete die zwei Edelleute und bebte, als er La Mole erkannte.

„Oh! oh! abermals dieser Provençal," rief er.

Coconnas verbeug tesich auf das Zierlichste.

„Was machtet Ihr, als man Euch verhaftete?" fragte der König.

„Sire, wir plauderten über Kriegs- und Liebesabenteuer."

„Zu Pferde! bis unter die Zähne bewaffnet! bereit zur Flucht?"

„Nein, Sire," sprach Coconnas, „Euere Majestät ist schlecht unterrichtet. Wir lagen unter dem Schatten einer Buche, sub tegmine fagi."

„Ah! Ihr laget unter dem Schatten einer Buche."

„Und wir wären sogar zu fliehen im Stande gewesen, wenn wir auf irgend eine Weise den Zorn Eurer Majestät auf uns geladen zu haben geglaubt hätten. Sprecht, meine Herren, auf Euer Soldatenwort," sagte Coconnas, sich gegen die Chevaurlegers umwendend, „glaubt Ihr, wir hätten entkommen können, wenn es unser Wille gewesen wäre."

„Es ist allerdings wahr, daß diese Herren keine Bewegung gemacht haben, um die Flucht zu ergreifen," sagte der Lieutenant.

„Weil ihre Pferde ferne waren," rief der Herzog von Alençon.

„Ich bitte Monseigneur unterthänigst um Verzeihung," entgegnete Coconnas, „ich hatte das meinige zwischen den Beinen und mein Freund, der Herr Graf de La Mole hielt das seinige am Zaum."

„Ist das wahr, meine Herren?" fragte der König.

„Es ist wahr, Sire," antwortete der Lieutenant; „Herr von Coconnas ist sogar von dem seinigen abgestiegen, als er uns erblickte."

Coconnas machte eine lächelnde Grimasse, welche wohl bedeuten sollte: „Ihr seht, Sire."

„Aber die Handpferde, die Maulthiere, die Kisten, mit denen sie beladen sind?" fragte Franz.

„Sind wir Stallknechte?" entgegnete Coconnas; „laßt den Burschen kommen, der sie bewachte."

„Er findet sich nicht," sprach der Herzog wüthend.

„Dann wird er wohl Angst bekommen und sich geflüchtet haben," versetzte Coconnas. „Von einem Bauernburschen kann man nicht die Ruhe eines Edelmannes verlangen."

„Immer dasselbe System," sprach Alençon und bleckte die Zähne. „Zum Glücke, Sire, habe ich Euch mitgetheilt, daß diese Herren seit einigen Tagen nicht mehr in meinem Dienste sind."

„Ich," rief Coconnas, „ich sollte das Unglück haben, nicht mehr Eurer Hoheit zu gehören?"

„Ei, Mord und Tod! mein Herr, Ihr wißt besser, als irgend Jemand, daß Ihr Eure Entlassung in einem ziemlich unverschämten Briefe genommen habt, den ich, Gott sey Dank, aufbewahrte und glücklicher Weise bei mir habe."

„Oh!" erwiederte Coconnas, „ich hoffte, Eure Hoheit hätte mir meinen Brief verziehen, der in der ersten Aufwallung schlechter Laune geschrieben wurde. Ich erfuhr nämlich, daß Eure Hoheit in einem Gange des Louvre meinen Freund La Mole hatte erdrosseln wollen...."

„Was sagt Ihr da?" unterbrach ihn der König.

„Ich glaubte, Eure Hoheit wäre allein gewesen," fuhr Coconnas treuherzig fort. „Seitdem ich aber erfahren habe, daß drei andere Personen . . . ."

„Stille!" sprach Karl, „wir sind hinreichend unterrichtet."

Dann sich an den König von Navarra wendend: „Euer Wort, daß Ihr nicht entfliehen werdet?"

„Ich gebe es Eurer Majestät."

„Kehrt mit Herrn von Nancey nach Paris zurück und nehmt den Arrest in Eurem Zimmer. Ihr, meine Herren," rief er, sich an die zwei Edelleute wendend, „gebt Eure Degen ab."

La Mole schaute Margarethe an. Sie lächelte. Sogleich übergab La Mole seinen Degen dem Kapitän, der ihm zunächst stand.

Coconnas that dasselbe.

„Und Herr von Mouy, hat man ihn wieder gefunden?" fragte der König.

„Nein, Sire," antwortete Herr von Nancey, „entweder war er nicht im Walde oder er hat sich geflüchtet."

„Desto schlimmer!" sprach der König. „Kehren wir zurück. Mich friert, und ich bin wie geblendet."

„Sire, das ist der Zorn," sagte Franz.

„Vielleicht. Es flimmert mir vor den Augen. Wo sind denn die Gefangenen? Ich sehe sie nicht mehr. Ist es denn schon Nacht? Oh, Barmherzigkeit! ich brenne!... Zu Hülfe! zu Hülfe!"

Und der unglückliche König ließ die Zügel seines Pferdes los, streckte die Arme aus und fiel, unterstützt von den über diesen zweiten Anfall erschrockenen Höflingen, rückwärts.

Franz wischte sich den Schweiß von der Stirne, denn er allein kannte die Ursache des Uebels, das seinen Bruder marterte.

Bereits unter der Bewachung von Herrn von Nancey betrachtete der König von Navarra diese ganze Scene mit wachsendem Erstaunen.

„Ei, ei," murmelte er mit jener wunderbaren anschauenden Erkenntniß, die aus ihm in gewissen Augenblicken gleichsam einen Erleuchteten machte, „sollte ich zufälliger Weise zu meinem Glück verhaftet worden seyn?"

Er schaute Margot an, deren vom Erstaunen erweiterte Augen sich von ihm auf den König, und vom König auf ihn wandten.

Diesmal war der König ohne Bewußtseyn. Man ließ eine Tragbahre bringen, auf welche man ihn legte. Man bedeckte ihn mit einem Mantel, den einer von den Reitern von seinen Schultern losmachte, und der Zug schlug ruhig wieder den Weg nach Paris ein, von wo man am Morgen flinke Meuterer und einen lustigen König hatte ausziehen sehen, und wohin man nun einen sterbenden König, umgeben von gefangenen Rebellen zurückkehren sah.

Margarethe hatte bei Allem dem weder die Freiheit ihres Körpers, noch die ihres Geistes verloren. Sie machte ihrem Gemahl ein letztes Zeichen des Einverständnisses und ritt dann so nahe an La Mole vorüber, daß dieser die zwei griechischen Worte auffassen konnte, welche sie fallen ließ:

Μη δειδε.

Das heißt:

„Fürchte nichts."

„Was hat sie gesagt?" fragte Coconnas.

„Sie hat mir gesagt, ich solle nichts fürchten."

„Desto schlimmer," murmelte der Piemontese, „desto schlimmer, das bedeutet, daß es nicht gut für uns hier steht. So oft mir dieses Wort als Ermuthigung zugerufen wurde, habe ich von irgend woher eine Kugel oder einen Degenstich in den Leib oder einen Blumentopf auf den Kopf bekommen. Fürchte nichts! wurde es in hebräischer, griechischer, lateinischer oder französischer Sprache ausgesprochen, bedeutete stets für mich: Nimm dich in Acht!"

„Vorwärts, meine Herren!" rief der Lieutenant der Chevauxlegers.

„Ohne unbescheiden seyn zu wollen," sagte Coconnas, „erlaube ich mir die Frage: wohin führt man uns?"

„Nach Vincennes, glaube ich," erwiederte der Lieutenant.

„Ich würde lieber anderswohin gehen," versetzte Coconnas, „aber man hat in dieser Hinsicht nicht immer freie Wahl."

Unterwegs erholte sich der König von seiner Ohnmacht und kam wieder ein wenig zu Kräften. In Nanterre wollte er sogar zu Pferde steigen, aber man verhinderte ihn daran.

„Benachrichtigt den Meister Ambroise Paré," sprach Karl bei seiner Ankunft im Louvre.

Er stieg von seiner Sänfte herab, ging, sich auf den Arm von Tavannes stützend, die Treppe hinauf und erreichte seine Gemächer, in welche ihm auf seinen Befehl Niemand folgen durfte.

Jedermann fiel sein tiefer Ernst auf. Während des ganzen Marsches war er in Gedanken versunken, sprach mit Niemand ein Wort und beschäftigte sich weder mehr mit der Verschwörung, noch mit den Verschwörern. Offenbar nahm ihn nichts Anderes mehr in Anspruch, als seine Krankheit, eine so plötzlich erscheinende, so seltsame, so schmerzliche Krankheit, wobei einige Symptome ganz dieselben waren, wie man sie bei seinem Bruder Franz II. kurze Zeit vor seinem Tode wahrgenommen hatte.

Es wunderte sich auch Niemand, daß der Eintritt bei dem König für Jeden mit Ausnahme von Meister Paré verboten war. Misanthropie bildete bekanntlich den Grundcharakter des Fürsten.

Karl trat in sein Schlafgemach, setzte sich auf ein Ruhebett, stützte den Kopf auf Kissen und wollte, bedenkend, Meister Ambroise Paré könnte vielleicht nicht zu Hause seyn, die Zeit des Wartens benützen.

Demzufolge klatschte er mit den Händen. Ein Mann von der Wache erschien.

„Meldet dem König von Navarra, ich wolle ihn sprechen," sagte Karl.

Der Mann verbeugte sich und gehorchte.

Karl warf seinen Kopf zurück. Eine furchtbare

Schwere des Gehirns ließ ihm kaum die Fähigkeit, seine Gedanken mit einander zu verbinden. Eine blutige Wolke schwamm vor seinen Augen, sein Mund war trocken und er hatte bereits, ohne seinen Durst zu stillen, eine ganze Flasche Wasser geleert.

Mitten unter dieser schlafartigen Betäubung öffnete sich die Thüre und Heinrich erschien; Herr von Nancey kam hinter ihm, blieb aber im Vorzimmer stehen.

Der König von Navarra wartete, bis die Thüre wieder geschlossen war, und schritt dann vor.

„Sire," sagte er, „Ihr habt mich rufen lassen; hier bin ich."

Der König bebte bei dieser Stimme und streckte maschinenmäßig die Hand aus.

„Sire," versetzte Heinrich und ließ die Hände an seinen Seiten herabhängen, „Eure Majestät vergißt, daß ich nicht mehr ihr Bruder, sondern ihr Gefangener bin."

„Ah, das ist wahr!" sprach Karl, „ich danke, daß Ihr mich daran erinnert habt. Mehr noch: es fällt mir ein, Ihr habt mir versprochen, offenherzig zu antworten, wenn wir allein wären."

„Ich bin bereit, dieses Versprechen zu halten. Fragt Sire."

Der König goß kaltes Wasser in seine Hand und hielt es an seine Stirne.

„Was ist an der Anschuldigung des Herzogs von Alençon wahr? Antwortet, Heinrich."

„Nur die Hälfte; Herr von Alençon sollte fliehen, und ich sollte ihn begleiten."

„Und warum solltet Ihr fliehen?" fragte Karl. „Seyd Ihr unzufrieden mit mir, Heinrich?"

„Nein, Sire, im Gegentheil, ich habe mich nur über Eure Majestät glücklich zu preisen, und Gott, der in den Herzen liest, sieht in dem meinigen die tiefe Zuneigung, die ich für meinen Bruder und König hege."

„Es scheint mir," sagte Karl, „es ist nicht in der Natur gegründet, daß man die Leute flieht, die man liebt, und die uns lieben."

„Ich floh auch nicht diejenigen, welche mich lieben; ich floh die Menschen, die mich hassen. Erlaubt mir Euere Majestät, offenherzig zu sprechen?"

„Sprecht."

„Diejenigen, welche mich hier hassen, Sire, sind Herr von Alençon und die Königin Mutter."

„Bei Alençon sage ich nicht nein," versetzte Karl, „aber die Königin Mutter überhäuft Euch mit Aufmerksamkeiten aller Art."

„Gerade deshalb mißtraue ich ihr, Sire, und es ist mir wohl bekommen, daß ich ihr mißtraue."

„Ihr?"

„Ihr, oder ihrer Umgebung. Ihr wißt, Sire, das Unglück der Könige ist nicht immer, daß sie zu schlecht, sondern daß sie zu gut bedient werden."

„Erklärt Euch, Ihr habt Euch verbindlich gemacht, mir Alles zu sagen."

„Und Eure Majestät sieht, daß ich meine Verbindlichkeit erfülle."

„Fahrt fort."

„Euere Majestät liebt mich, wie sie mir gesagt hat?"

„Das heißt, ich liebte Euch vor Eurem Verrath, Henriot."

„Setzt, Ihr liebtet mich immer noch, Sire."

„Gut!"

„Wenn Ihr mich liebt, so müßt Ihr wünschen, daß ich lebe."

„Ich wäre in Verzweiflung gewesen, wenn Euch ein Unglück getroffen hätte."

„Wohl, Sire, zweimal wäre Euere Majestät beinahe in diese Verzweiflung versetzt worden."

„Wie dies?"

„Ja, denn zweimal hat mir die Vorsehung allein

das Leben gerettet. Allerdings hatte das zweite Mal die Vorsehung die Züge Euerer Majestät angenommen."

„Und welche Maske trug sie das erste Mal?"

„Die eines Mannes, der sehr erstaunt wäre, wenn er sich mit ihr vermengt sehen würde, die Maske von René. Ja, Ihr, Sire, Ihr habt mich vom Schwerte errettet."

Karl runzelte die Stirne, denn er erinnerte sich der Nacht, in welcher er Heinrich in die Rue des Barres geführt hatte.

„Und René?" sagte er.

„René hat mich vom Gift gerettet."

„Teufel, Du hast Glück, Henriot," sprach der König und suchte zu lächeln, während ein heftiger Schmerz ein Zusammenziehen seiner Nerven verursachte. „Das ist sonst nicht sein Gewerbe."

„Zwei Wunder haben mich also gerettet, Sire; ein Wunder der Reue von Seiten des Florentiners, ein Wunder der Güte von Eurer Seite. Ich gestehe nun Eurer Majestät, ich befürchtete, der Himmel könnte des Wunderthuns müde werden, und wollte in Betracht des Axioms: Hilf dir und Gott wird dir helfen, fliehen."

„Warum hast Du mir das nicht früher gesagt, Heinrich?"

„Sagte ich diese Worte gestern, so war ich ein Denunciant."

„Und indem Du sie heute sagst?"

„Heute ist es etwas Anderes; ich bin angeklagt und vertheidige mich."

„Und Du bist des ersten Versuches sicher, Henriot?"

„So sicher als des zweiten."

„Und man versuchte, Dich zu vergiften?"

„Man hat es versucht."

„Womit?"

„Mit Opiat."

„Wie vergiftet man mit Opiat?"

„Verdammt! Sire, fragt René. Man vergiftet wohl mit Handschuhen."

Karl runzelte die Stirne, allmählig aber entfaltete sich sein Antlitz wieder.

„Ja, ja," sagte er, als spräche er mit sich selbst, „es liegt in der Natur geschaffener Wesen, den Tod zu fliehen. Warum sollte der Verstand nicht thun, was der Instinkt thut?"

„Nun, Sire," fragte Heinrich, „ist Euere Majestät mit meiner Offenherzigkeit zufrieden? Glaubt sie, ich habe ihr Alles gesagt?"

„Ja, Henriot, ja, Du bist ein braver Junge. Du meinst also, diejenigen, welche Dich hassen, seyen noch nicht müde, ... neue Versuche seien gemacht worden?"

„Sire, jeden Abend wundere ich mich, daß ich noch lebe."

„Siehst Du, Henriot, weil man weiß, daß ich Dich liebe, wollen sie Dich umbringen. Aber sey unbesorgt, sie sollen für ihren bösen Willen bestraft werden. Mittlerweile bist Du frei."

„Steht es mir auch frei, Paris zu verlassen?" fragte der König.

„Nein; Du weißt wohl, daß ich Deiner unmöglich entbehren kann. Tausend Teufel! ich muß doch Jemand haben, der mich liebt."

„Sire, wenn Euere Majestät mich bei sich behält, so wolle sie mir eine Gnade bewilligen."

„Welche?"

„Mich nicht in der Eigenschaft eines Freundes, sondern in der eines Gefangenen zu behalten."

„Wie, eines Gefangenen?"

„Ja. Sieht Eure Majestät nicht, daß ihre Freundschaft mich in das Verderben stürzt?"

„Du ziehst also meinen Haß vor?"

„Einen scheinbaren Haß, Sire. Dieser Haß wird mich retten, so lange man mich in Ungnade glaubt.

Man wird weniger Eile haben, mich todt sehen zu wollen."

„Henriot," sagte Karl, „ich weiß nicht, was Du wünschest, ich weiß nicht, was Dein Zweck ist; aber wenn Deine Wünsche nicht in Erfüllung gehen, wenn Du den Zweck, den Du im Auge hast, verfehlst, so muß ich mich sehr darüber wundern."

„Ich kann also auf die Strenge des Königs zählen?"

„Ja."

„Dann bin ich zufrieden. Was befiehlt nun Euere Majestät?"

„Kehre in Deine Wohnung zurück, Henriot. Ich bin leidend, will meine Hunde sehen und mich zu Bette legen."

„Sire," sprach Heinrich, „Eure Majestät sollte einen Arzt kommen lassen. Ihre heutige Unpäßlichkeit ist vielleicht ernster, als sie denkt."

„Ich habe Meister Ambroise Paré in Kenntniß setzen lassen."

„Dann entferne ich mich ruhiger."

„Bei meiner Seele," sprach der König, „ich glaube, Du bist von der ganzen Familie der Einzige, der mich wahrhaft liebt."

„Ist das wirklich Eure Meinung, Sire?"

„So wahr ich ein Edelmann bin."

„Nun, so empfehlt mich Herrn von Nancey als einen Menschen, dem Euer Zorn keinen Monat mehr zu leben gibt: dies ist das Mittel, daß ich Euch lange liebe."

„Herr von Nancey!" rief der König.

Der Kapitän der Garden trat ein.

„Ich gebe den Schuldigsten des Königreichs in Eure Hände," sprach der König. „Ihr haftet mir mit Eurem Kopfe für ihn."

Und mit bestürzter Miene ging Heinrich hinter Herrn von Nancey aus dem Zimmer.

V.

Actäon.

Als Karl allein war, wunderte er sich, daß er weder das eine noch das andere von seinen zwei Getreuen hatte erscheinen sehen: seine zwei Getreuen waren seine Amme Madeleine und sein Windhund Actäon.

„Die Amme wird wohl zu den Hugenotten ihrer Bekanntschaft gegangen seyn, um Psalmen mit ihnen zu singen," sagte er zu sich selbst, „und Actäon schmollt noch mit mir wegen des Peitschenhiebes, den ich ihm diesen Morgen gegeben habe."

Karl nahm wirklich eine Kerze und ging zu der guten Frau. Die gute Frau war nicht zu Hause. Eine Thüre der Wohnung von Madeleine ging, wie man sich erinnert, in das Waffencabinet. Er näherte sich dieser Thüre.

Mittlerweile erfaßte ihn wieder eine von den Krisen, wie sie bereits plötzlich auf ihn hereingebrochen waren. Der König litt, als ob man ihm die Eingeweide mit einem feurigen Eisen durchwühlen würde; ein unauslöschlicher Durst peinigte ihn; er sah eine Tasse Milch auf einem Tische, leerte sie mit einem Zuge und fühlte sich etwas beruhigt.

Dann nahm er die Kerze, die er auf einen Schrank gestellt hatte, und trat in das Cabinet.

Zu seinem großen Erstaunen kam ihm Actäon nicht entgegen. Hatte man ihn eingeschlossen? In diesem Falle würde er riechen, daß sein Herr von der Jagd zurückgekommen wäre, und schreien.

Karl pfiff, rief; es erschien nichts.

Er machte vier Schritte vorwärts, und als das Licht bis in die Ecke des Cabinets drang, gewahrte er in dieser eine träge, auf dem Boden ausgestreckte Masse.

„Holla! Actäon, holla!" rief Karl.

Er pfiff abermals.

Der Hund regte sich nicht.

Karl lief auf ihn zu und berührte ihn: das arme Thier war steif und kalt. Aus seiner vom Schmerze zusammengezogenen Schnauze waren einige Tropfen Galle vermischt mit einem blutigen, schaumigen Geifer gefallen. Es hatte in dem Cabinet ein Barett seines Herrn gefunden und seinen Kopf auf diesen Gegenstand legend, der ihm einen Freund darstellte, sterben wollen.

Bei diesem Schauspiel, das ihn seine eigenen Schmerzen vergessen ließ und ihm seine ganze Energie wieder verlieh, kochte der Zorn in den Adern von Karl; er wollte schreien, aber eingezwängt in ihre Größe besitzen die Könige nicht die Freiheit dieser ersten Bewegung, welche jeder Mensch zu Gunsten seiner Leidenschaft oder seiner Vertheidigung benützt. Karl bedachte, es könnte hier ein Verrath obwalten, und schwieg.

Er kniete bei seinem Hund nieder und untersuchte die Leiche mit dem Blicke eines Erfahrenen. Das Auge war glasig, die Zunge war roth und von Eiterblattern durchlöchert; es war eine seltsame Krankheit, welche Karl beben machte.

Der König zog seine Handschuhe wieder an, welche er ausgezogen und in seinen Gürtel gesteckt hatte, hob die bleifarbige Lippe auf, um die Zähne zu untersuchen, und bemerkte in den Zwischenräumen einige weißliche Bruchstücke, die sich angehängt hatten.

Er machte diese Bruchstücke los und sah, daß es Papier war.

In der Nähe dieses Papiers war die Geschwulst heftiger, das Zahnfleisch ganz aufgelaufen und die Haut wie von Vitriol zerfressen.

Karl schaute aufmerksam um sich her. Auf dem Teppich lagen einige Stückchen Papier, dem ähnlich, welches er bereits in dem Rachen des Hundes wahrgenommen hatte; eines von diesen Stückchen, das etwas

größer war, als die andern, bot Spuren von einem Holzschnitte.

Die Haare sträubten sich auf Karls Haupte; er erkannte ein Bruchstück von dem Bilde, einen Herrn auf der Falkenjagd darstellend, das Actäon aus seinem Jagdbuche gerissen hatte.

„Ah!“ sagte er erbleichend, „das Buch war vergiftet.“

Dann seine Erinnerungen wiederbelebend, rief der König plötzlich:

„Tausend Teufel! ich habe jedes Blatt mit meinem Finger berührt und bei jedem Blatte habe ich den Finger an den Mund gethan, um ihn zu befeuchten. Diese Ohnmachten, diese Schmerzen, dieses Erbrechen!... Ich bin todt!...“

Karl blieb einen Augenblick unbeweglich unter dem Gewichte dieses furchtbaren Gedankens. Dann erhob er sich mit einem dumpfen Geschrei, stürzte nach der Thüre seines Cabinets und rief:

„Meister René! Meister René! man laufe nach dem Pont Saint-Michel und bringe mir den Florentiner; in zehn Minuten muß er hier seyn. Einer von Euch nehme ein Pferd und ein Handpferd, um früher zurück zu seyn. Kommt Meister Ambroise Paré, so laßt ihn warten.“

Ein Mann von der Leibwache lief weg, um dem Befehle Folge zu leisten.

„Ah!“ murmelte Karl, „ich werde erfahren, wer dieses Buch Henriot gegeben hat, und sollte ich die ganze Welt foltern lassen.“

Schweiß auf der Stirne, die Hände krampfhaft zusammengezogen, die Brust keuchend, starrte Karl seinen Hund an.

Nach zehn Minuten klopfte der Florentiner schüchtern und nicht ohne Bangigkeit an die Thüre des Königs. Es giebt Gewissen, für welche der Himmel nie rein ist.

„Herein!“ sprach Karl.

Der Parfumeur erschien. Karl ging mit gebieterischer Miene auf ihn zu.

„Euere Majestät hat mich rufen lassen," sagte René zitternd.

„Ja. Ihr seyd ein geschickter Chemiker, nicht wahr?"

„Sire..."

„Und Ihr wißt Alles, was die geschicktesten Aerzte wissen?"

„Eure Majestät übertreibt."

„Nein, meine Mutter hat es mir gesagt. Ueberdies habe ich Vertrauen zu Euch und will lieber Euch um Rath fragen, als jeden Anderen. Seht," sagte er, die Leiche des Hundes entblößend, „seht, was dieses Thier zwischen den Zähnen hat, und sagt mir, woran es gestorben ist."

Während René sich, eben so sehr um seine Unruhe zu verbergen, als um dem König zu gehorchen, mit der Kerze in der Hand bis auf den Boden bückte, erwartete Karl aufrecht stehend, die Augen auf diesen Menschen geheftet, mit leicht begreiflicher Ungeduld auf das Wort, welches sein Todesurtheil oder das Unterpfand seiner Rettung seyn sollte.

René zog eine Art von Scalpel aus seiner Tasche, öffnete es, machte mit der Spitze von dem Rachen des Windhundes die an dem Zahnfleische hängenden Papierstückchen los und betrachtete lange und aufmerksam das Blut und die Galle, welche jede Wunde von sich gab.

„Sire," sprach er zitternd, „das sind traurige Symptome."

Karl fühlte, wie ein eisiger Schauer alle seine Adern durchlief und bis in sein Herz drang.

„Ja," sagte er, „nicht wahr, dieser Hund ist vergiftet worden?"

„Ich befürchte es, Sire."

„Mit welcher Art von Gift?"

„Mit einem mineralischen Gifte, wie ich vermuthe."

„Könntet Ihr Gewißheit darüber erlangen, daß er vergiftet worden ist?“

„Allerdings, wenn ich ihn öffnen und den Magen untersuchen würde?“

„Oeffnet ihn, ich will keinen Zweifel haben.“

„Man müßte Jemand rufen, der mir helfen würde.“

„Ich werde Euch helfen,“ sagte Karl.

„Ihr, Sire!“

„Ja, ich. Und welche Symptome werden wir finden, wenn er vergiftet ist?“

„Rothe Platten und Herborisationen im Magen.“

„Vorwärts, zum Werke,“ sprach Karl.

René öffnete mit einem Scalpelschnitte die Brust des Windhundes und schob sie kräftig auseinander, während Karl, ein Knie auf der Erde mit zitternder Hand leuchtete.

„Seht, Sire,“ sprach René, „hier sind die deutlichen Spuren. Diese rothen Platten sind die von mir vorher bezeichneten; diese mit Blut gefüllten Adern, welche die Wurzeln einer Pflanze zu seyn scheinen, sind das, was ich unter dem Namen Herborisationen bezeichnet habe. Ich finde hier Alles, was ich suchte.“

„Der Hund ist also vergiftet?“

„Ja, Sire.“

„Mit einem mineralischen Gifte?“

„Aller Wahrscheinlichkeit nach.“

„Und was würde ein Mensch empfinden, der aus Unachtsamkeit von demselben Gifte verschluckt hätte?“

„Heftigen Kopfschmerz, Brennen im Innern, als ob er glühende Kohlen im Leibe hätte, Schmerzen in den Eingeweiden, Erbrechen.“

„Auch Durst?“

„Einen unauslöschlichen Durst.“

„Das ist es, das ist es,“ murmelte der König.

„Sire, vergebens suche ich den Zweck aller dieser Fragen.“

„Wozu ihn suchen? Ihr braucht den Zweck nicht zu

wissen; beantwortet meine Fragen, weiter habt Ihr nichts zu thun."

„Eure Majestät mag mich befragen."

„Welches Gegengift wäre einem Menschen zu geben, der dieselbe Substanz verschlungen hätte, wie mein Hund?"

René dachte einen Augenblick nach.

„Es gibt mehrere mineralische Gifte," sagte er; „ehe ich antworte, wünschte ich wohl zu wissen, um welches es sich handelt. Hat Eure Majestät irgend einen Gedanken über die Art und Weise, wie ihr Hund vergiftet worden ist?"

„Ja," sprach Karl, „er hat ein Blatt aus einem Buche gefressen."

„Ein Blatt aus einem Buche?"

„Ja."

„Und Eure Majestät besitzt dieses Buch?"

„Hier ist es," sprach Karl, nahm das Jagdmanuscript von dem Fache, in welches er es gelegt hatte, und zeigte es René.

René machte eine Bewegung des Erstaunens, die dem König nicht entging.

„Er hat ein Blatt aus diesem Buche gefressen?" stammelte René.

„Dieses."

Karl zeigte das zerrissene Blatt.

„Erlaubt Ihr, daß ich noch ein anderes zerreiße?"

„Thut es."

René zerriß ein Blatt und brachte es in die Nähe der Kerze. Das Papier fing Feuer, und es verbreitete sich ein starker Knoblauchgeruch in dem Cabinet.

„Er ist mit einer Mischung von Arsenik vergiftet worden," sagte René.

„Seyd Ihr dessen gewiß?"

„Wie wenn ich es selbst bereitet hätte."

„Und das Gegengift?"

René schüttelte den Kopf.

„Wie?“ sprach Karl mit dumpfer Stimme, „Ihr kennt kein Gegengift?“

„Das Beste ist Eiweiß in Milch geschlagen, aber ...“

„Was aber?“

„Es müßte sogleich genommen werden, sonst ...“

„Sonst?“

„Sire, es ist ein furchtbares Gift,“ versetzte René.

„Es tödtet jedoch nicht sogleich?“ sprach Karl.

„Nein, aber es tödtet sicher, wie viel Zeit man auch zum Sterben braucht, und zuweilen ist dies eine Berechnung.“

Karl stützte sich auf den Marmortisch.

„Sagt nun,“ sprach er, die Hand auf die Schulter von René legend, „Ihr kennt dieses Buch?“

„Ich, Sire?“

„Ja, Ihr.“

„Sire, ich schwöre Euch ....“

„René,“ sprach Karl, „hört mich wohl: Ihr habt die Königin von Navarra mit Handschuhen vergiftet; Ihr habt den Prinzen von Porcian mit dem Rauche einer Lampe vergiftet; Ihr habt den Prinzen von Condé mit einem Riechapfel zu vergiften gesucht. René, ich lasse Euch das Fleisch, Fetzen für Fetzen, mit einer glühenden Zange vom Leibe reißen, wenn Ihr mir nicht sagt, wem dieses Buch gehört.“

Der Florentiner sah, daß mit dem Zorne von Karl IX. nicht zu scherzen war, und beschloß mit Dreistigkeit zu bezahlen.

„Und wenn ich die Wahrheit sage, Sire, wer bürgt mir dafür, daß ich nicht noch grausamer gestraft werde, als wenn ich schweige?“

„Ich.“

„Gebt Ihr mir Euer königliches Wort?“

„Bei meinem adeligen Worte, Euer Leben soll geschont werden,“ sprach der König.

„Dieses Buch gehört mir.“

„Euch!“ rief Karl zurückweichend und den Giftmischer mit irrem Auge anschauend.

„Ja, mir.“

„Und wie ist es aus Euern Händen gekommen?“

„Die Königin Mutter hat es von mir mitgenommen.“

„Die Königin Mutter!“

„Ja.“

„In welcher Absicht?“

„Ich glaube, in der Absicht, es dem König von Navarra bringen zu lassen, der von dem Herzog von Alençon sich ein solches Buch erbeten hatte, um die Falkenjagd zu studiren.“

„Oh!“ rief Karl, „das ist es, ich weiß Alles. Dieses Buch war wirklich bei Henriot. Es gibt ein Geschick, und ich unterliege demselben.“

In diesem Augenblick wurde Karl von einem heftigen, trockenen Husten ergriffen, wonach ein neuer Schmerz in den Eingeweiden folgte. Er stieß ein paar unterdrückte Schreie aus und fiel auf seinen Stuhl zurück.

„Was habt Ihr, Sire?“ rief René mit erschrockener Stimme.

„Nichts,“ erwiederte Karl; „ich habe nur Durst, gebt mir zu trinken.“

René füllte ein Glas mit Wasser und überreichte es mit zitternder Hand dem König, der es in einem Zuge leerte.

„Nun,“ sprach Karl, indem er eine Feder nahm und in die Dinte tauchte, „nun schreibt auf dieses Buch...“

„Was soll ich schreiben?“

„Ich werde Euch dictiren:“

„Dieses Handbuch der Falkenjagd ist von mir der Königin Mutter, Catharina von Medicis, gegeben worden.“

René nahm die Feder und schrieb.

„Und nun unterzeichnet.“

Der Florentiner unterzeichnete.

„Ihr habt mir das Leben versprochen,“ sprach der Parfumeur.

„Und werde von meiner Seite Wort halten.“

„Aber von Seiten der Königin Mutter?“ fragte René.

„Ah! das geht mich nichts an,“ sagte Karl. „Wenn man Euch angreift, vertheidigt Euch.“

„Sire, kann ich Frankreich verlassen, wenn ich mein Leben bedroht glaube?“

„Ich werde Euch hierauf in vierzehn Tagen antworten; aber mittlerweile...“

Karl legte, die Stirne faltend, einen Finger auf seine bleichen Lippen.

„Oh! seyd unbesorgt, Sire.“

Nur zu glücklich, so wohlfeilen Kaufes wegzukommen, verbeugte sich der Florentiner und trat ab.

Hinter ihm erschien die Amme an der Thüre ihres Zimmers.

„Was gibt es denn, mein Charlot?“ sagte sie.

„Ich bin im Thau gegangen und das muß mir übel bekommen seyn.“

„In der That, Du bist sehr bleich, mein Charlot.“

„Ich bin auch sehr schwach. Gib mir Deinen Arm, Amme, daß ich zu Bette gehen kann.“

Die Amme ging lebhaft auf ihn zu. Karl stützte sich auf sie und gelangte in sein Zimmer.

„Nun werde ich mich allein zu Bette legen,“ sagte Karl.

„Und wenn Meister Ambroise Paré kommt?“

„So sagst Du ihm, es gehe besser und ich bedürfe seiner nicht mehr.“

„Aber was wirst Du einstweilen nehmen?“

„Oh! eine sehr einfache Arzenei,“ erwiederte Karl,

„Eiweiß in Milch geschlagen. Doch bald hätte ich vergessen, Amme," fuhr er fort, „der arme Actäon ist gestorben. Man muß ihn morgen früh in einer Ecke des Gartens vom Louvre beerdigen lassen. Es war einer meiner besten Freunde... Ich lasse ihm ein Grabmal setzen, wenn ich Zeit dazu habe."

VI.

Der Wald von Vincennes.

Heinrich wurde, wie dieß Karl IX. befohlen hatte, noch an demselben Abend nach dem Walde von Vincennes geführt. So nannte man damals das berühmte Schloß, von dem heutzutage nur ein riesiges Bruchstück übrig ist, welches jedoch genügt, um einen Begriff von seiner ehemaligen Größe zu geben.

Die Reise wurde in einer Sänfte gemacht. Vier Wachen gingen an jeder Seite, und Herr von Nancey, der Ueberbringer des Befehls, welcher Heinrich die Pforten des schützenden Gefängnisses öffnen sollte, marschirte voraus.

An der Schlupfpforte des Thurmes hielt man an. Herr von Nancey stieg vom Pferde, öffnete den geschlossenen Schlag und lud den König ehrfurchtsvoll ein, auszusteigen.

Heinrich gehorchte, ohne die geringste Bemerkung zu machen. Jeder Aufenthaltsort schien ihm sicherer, als der Louvre, und zehn Thüren, die sich hinter ihm schloßen, schloßen, sich zu gleicher Zeit zwischen ihm und Catharina von Medicis.

Der königliche Gefangene schritt über die Zugbrücke, ging durch die drei Thüren des Thurmes und durch die drei Thüren, welche zur Treppe führStockwerk stieg, Herrn von Nancey immer voran, ein ten, und

hinauf. Als der Kapitän der Garden hier sah, daß er sich anschickte, noch weiter hinaufzugehen, sagte er:

„Monseigneur, haltet hier an."

„Ah! ah! ah!" sprach Heinrich stille stehend, „es scheint, es wird mir die Ehre des ersten Stockes zu Theil."

„Sire," antwortete Herr von Nancey, „man behandelt Euch als gekröntes Haupt."

„Teufel, Teufel!" sprach Heinrich zu sich selbst, „zwei oder drei Stockwerke mehr hätten mich keineswegs gedemüthigt. Ich bin hier zu gut, und man wird etwas vermuthen."

„Will Euere Majestät mir folgen?" sagte Herr von Nancey.

„Ventre-saint-gris!" erwiederte der König von Navarra, „Ihr wißt wohl, daß es sich hier nicht von dem handelt, was ich will oder was ich nicht will, sondern von dem, was mein Schwager Karl befiehlt. Befiehlt er, daß ich Euch folge?"

„Ja, Sire."

„Dann folge ich Euch, mein Herr."

Man gelangte in einem Gang, an dessen Ende man sich in einem ziemlich großen Saal mit düsteren Mauern und von sehr traurigem Aussehen befand.

Heinrich schaute mit einem Blicke umher, der nicht ganz von Unruhe frei war.

„Wo sind wir?" sagte er.

„Wir gehen durch den Foltersaal, Monseigneur."

„Ah! ah!" rief der König.

Es war in diesem Saale allerlei zu sehen: Schleifkannen und Folterbänke für die Wasserfolter; Keile und Klöpfel für den spanischen Bock; steinerne Sitze, für die Unglücklichen bestimmt, welche die Folter zu erwarten hatten, standen rings im Saale umher, und über diesen Sitzen, an den Sitzen selbst, an den Füßen dieser Sitze waren eiserne Ringe in der Mauer ohne eine andere Symmetrie, als die der Marterkunst befestigt. Daß sie

aber so nahe an den Sitzen angebracht waren, bewies hinreichend, daß sie die Glieder derjenigen, welche hier Platz nehmen mußten, zu erwarten hatten.

Heinrich setzte seinen Weg fort, ohne ein Wort zu sagen, verlor dabei aber nicht das Geringste von dem abscheulichen Apparat, der gleichsam die Geschichte des Schmerzes an die Wände schrieb.

Dieses aufmerksame Umherschauen machte, daß Heinrich nicht vor seine Füße sah und stolperte.

„Ei!" sagte er, „was ist denn das?"

Und er deutete auf eine Art von Furche, die durch die feuchten Steinplatten gezogen war, welche den Boden bildeten.

„Es ist die Rinne, Sire."

„Regnet es denn hier?"

„Ja, Blut."

„Ah," sprach Heinrich, „sehr gut. Werden wir nicht bald in mein Zimmer kommen?"

„Allerdings, Monseigneur, wir sind daran," erwiederte ein Schatten, der sich in der Dunkelheit hervorhob, und je näher man kam, desto sichtbarer und fühlbarer wurde.

Heinrich, der die Stimme erkannt zu haben glaubte, machte einige Schritte und erkannte auch das Gesicht.

„Ah! Ihr seyd es, Beaulieu," sagte er, „was Teufels macht Ihr hier?"

„Sire, ich habe so eben meine Ernennung zum Gouverneur des Schlosses von Vincennes erhalten."

„Gut, mein lieber Freund. Euer Debut macht Euch Ehre; einen König zum Gefangenen, das ist nicht übel."

„Um Vergebung, Sire," versetzte Beaulieu, „aber vor Euch habe ich zwei Edelleute bekommen."

„Welche? Doch verzeiht, ich begehe vielleicht eine Unbescheidenheit; dann will ich nichts gesagt haben."

„Monseigneur, man hat mir keine Geheimhaltung befohlen. Es sind die Herren La Mole und Coconnas."

„Ah! das ist wahr, ich habe sie verhaften sehen: arme Leute! Wie ertragen sie ihr Unglück?“

„Auf eine ganz entgegengesetzte Weise; der Eine ist heiter, der Andere ist traurig; der Eine singt, der Andere seufzt.“

„Welcher seufzt?“

„Herr de La Mole, Sire.“

„Meiner Treue!“ sprach Heinrich, „ich begreife eher den Seufzenden, als den Singenden. Nach dem, was ich gesehen habe, ist das Gefängniß nichts Heiteres. In welchem Stocke sind sie einquartiert?“

„Ganz oben im vierten.“

Heinrich stieß einen Seufzer aus. Dort wäre er gern gewesen.

„Vorwärts, Herr von Beaulieu,“ sagte Heinrich, „habt die Güte, mir mein Zimmer zu zeigen; es drängt mich, dasselbe zu sehen, denn ich bin sehr müde vom vergangenen Tage.“

„Hier ist es, Monseigneur,“ sprach Beaulieu, und er deutete auf eine offene Thüre.

„Nro. 2,“ sagte Heinrich; „und warum nicht Nro. 1?“

„Weil es vorbehalten ist.“

„Ah! es scheint, Ihr erwartet einen Gast von besserem Adel, als ich bin.“

„Ich habe nicht gesagt, Monseigneur, es wäre ein Gefangener.“

„Und wer ist es denn?“

„Monseigneur wolle nicht auf seiner Frage beharren, denn ich wäre, Stillschweigen beobacheend, genöthigt, mich gegen den Gehorsam zu verfehlen, den ich Euch schuldig bin.“

„Das ist etwas Anderes,“ sprach Heinrich.

Und er wurde noch nachdenklicher, als er es bis jetzt gewesen war. Das Nro. 1 beschäftigte sichtbar seine Neugierde.

Der Gouverneur verleugnete indessen seine ursprüng=

liche Höflichkeit nicht. Mit tausend rednerischen Vorsichtsmaßregeln führte er Heinrich in sein Zimmer ein, machte alle mögliche Entschuldigungen über die Bequemlichkeiten, die ihm etwa fehlen könnten, stellte zwei Soldaten an seine Thüre und entfernte sich.

„Nun wollen wir uns zu den Andern begeben,“ sprach der Gouverneur, sich an den Kerkermeister wendend.

Der Kerkermeister ging voraus. Man schlug den Weg ein, auf dem man gekommen war. Man durchschritt den Foltersaal und den Corridor, gelangte zu der Treppe, und Herr von Beaulieu stieg, beständig seinem Führer folgend, drei Stockwerke hinauf.

Als man oben bei diesen drei Stockwerken anlangte, welche, das erste mit eingerechnet, vier machten, öffnete der Kerkermeister nach und nach drei Thüren, wovon jede mit zwei Schlössern und drei ungeheuren Riegeln versehen war.

Kaum hatte er die dritte Thüre berührt, als man eine freudige Stimme ausrufen hörte:

„Ei, Mordi! öffnet doch, und wäre es nur, um Luft einzulassen. Euer Ofen ist so heiß, daß man beinahe erstickt!“

Und Coconnas, den der Leser ohne Zweifel bereits an seinem Lieblingsfluche erkannt hat, machte nur einen Sprung von dem Orte, wo er war, bis zu der Thüre.

„Einen Augenblick, mein edler Herr,“ sagte der Kerkermeister, „ich komme nicht, um Euch herauszulassen, sondern um einzutreten, und der Herr Gouverneur folgt mir.“

„Der Herr Gouverneur,“ sagte Coconnas; „was will er hier machen?“

„Euch besuchen.“

„Damit erweist er mir eine große Ehre,“ erwiederte Coconnas; „der Herr Gouverneur sey willkommen.“

Herr von Beaulieu trat wirklich ein und drängte das herzliche Lächeln von Coconnas alsbald durch eine von

jenen ruhigen Höflichkeiten zurück, welche den Gouverneuren von Festungen, den Kerkermeistern und den Henkern eigenthümlich sind.

„Habt Ihr Geld, mein Herr?“ fragte er den Gefangenen.

„Ich,“ sprach Coconnas, „keinen Thaler.“

„Juwelen?“

„Ich habe einen Ring.“

„Wollt Ihr mir erlauben, daß ich Euch durchsuche?“

„Mordi!“ rief Coconnas vor Zorn roth werdend, „es kommt Euch wohl zu Statten, daß Ihr im Gefängnisse seyd, und ich auch.“

„Man muß für den Dienst des Königs Alles leiden.“

„Die ehrlichen Leute,“ rief der Piemontese, „die auf dem Pont-Neuf plündern, sind also wie Ihr im Dienste des Königs? Mordi! ich war sehr ungerecht, mein Herr, denn bis jetzt hielt ich sie für Diebe.“

„Mein Herr, ich grüße Euch,“ sagte Beaulieu. „Kerkermeister, schließt diesen Herrn ein.“

Der Gouverneur entfernte sich und nahm dabei den Ring von Coconnas, einen sehr schönen Smaragd, mit, den ihm Frau von Nevers als Erinnerung an die Farbe ihrer Augen geschenkt hatte.

„Zum Andern,“ sagte er hinausgehend.

Man durchschritt ein leeres Zimmer und das Spiel der drei Thüren, der sechs Schlösser und neun Riegel fing wieder an.

Die letzte Thüre öffnete sich und ein Seufzer war das erste Geräusch, welches das Ohr der Eintretenden berührte.

Dieses Zimmer war noch düsterer anzuschauen, als dasjenige, durch welches Herr von Beaulieu kam.

Vier lange und schmale Schießscharten, welche von innen nach außen gingen, erleuchteten nur schwach den traurigen Aufenthaltsort. Eiserne Stangen, welche mit so viel Kunst gekreuzt waren, daß der Blick beständig durch eine schräge Linie aufgehalten wurde, verhinderten den

Gefangenen, durch diese Schießscharten auch nur den Himmel zu sehen. Bogenleisten gingen von jeder Ecke des Saales aus und vereinigten sich mitten am Plafond, wo sie sich in einer Einsetzrose verloren.

La Mole saß in einem Winkel und verharrte trotz des Besuches, als ob er nichts gehört hätte.

Der Gouverneur verweilte einen Augenblick auf der Schwelle und schaute den Gefangenen an, welcher, den Kopf in seinen Händen, unbeweglich blieb.

„Guten Abend, Herr de La Mole," sagte Beaulieu.

Der junge Mann richtete langsam den Kopf auf.

„Guten Abend, mein Herr," erwiederte er.

„Mein Herr," fuhr der Gouverneur fort, „ich komme, um Euch zu durchsuchen."

„Das ist unnöthig," sprach La Mole, „ich werde Euch Alles zustellen, was ich habe."

„Was habt Ihr?"

„Ungefähr dreihundert Thaler, diese Juwelen, diese Ringe "

„Gebt, mein Herr," sagte der Gouverneur.

„Hier."

La Mole wandte seine Taschen um, streifte seine Ringe von den Fingern und riß die Agraffe von seinem Hute.

„Habt Ihr sonst nichts mehr?"

„Nichts, das ich wüßte."

„Und das seidene Band, das um Euren Hals geschlungen ist, was hängt daran?" fragte der Gouverneur.

„Mein Herr, es ist kein Juwel, es ist eine Reliquie."

„Gebt."

„Wie, Ihr verlangt?"

„Ich habe Befehl, Euch nichts zu lassen, als Eure Kleider, und eine Reliquie ist kein Kleidungsstück."

La Mole machte eine Bewegung des Zornes, welche bei der schmerzlichen, ruhigen Würde, die ihn auszeichnete, diesen an heftige Bewegungen gewöhnten Menschen viel furchtbarer vorkam.

Aber bald beruhigte er sich und erwiederte:

„Es ist gut, mein Herr, Ihr sollt sehen, was Ihr verlangt."

Und sich abwendend, als wollte er sich dem Lichte nähern, machte er die angebliche Reliquie los, welche nichts Anderes war, als ein Medaillon, ein Porträt enthaltend, das er aus dem Medaillon zog und an seine Lippen drückte. Als er es aber wiederholt geküßt hatte, stellte er sich, als ließe er es fallen, preßte sodann mit aller Gewalt den Absatz seines Stiefels darauf und zermalmte es in tausend Stücke.

„Mein Herr!" rief der Gouverneur.

Und er bückte sich, um zu sehen, ob er nicht aus der Zerstörung den unbekannten Gegenstand retten könnte, den ihm La Mole entziehen wollte. Aber das Bild war buchstäblich in Staub verwandelt.

„Der König wollte diesen Juwel haben," sprach La Mole, „aber er hatte kein Recht auf das Porträt, das er enthielt. Hier ist das Medaillon, Ihr könnt es nehmen."

„Mein Herr," versetzte Beaulieu, „ich werde mich bei dem König beklagen."

Und ohne von dem Gefangenen auch nur mit einem einzigen Worte Abschied zu nehmen, entfernte er sich so zornig, daß er dem Kerkermeister die Sorge überließ, die Thüren ohne seine Ueberwachung zu schließen.

Der Kerkermeister machte einige Schritte, um hinauszugehen, als er aber sah, daß Herr von Beaulieu bereits die ersten Stufen der Treppe hinabstieg, sagte er, sich umwendend:

„Meiner Treue, lieber Herr, es ist mir gut zu Statten gekommen, daß ich Euch aufgefordert habe, mir die hundert Thaler sogleich zu geben, durch deren Vermittelung ich einwillige, Euch mit Euren Gefährten sprechen zu lassen; denn hättet Ihr sie mir nicht gegeben, so würde sie der Gouverneur mit den dreihundert andern genommen haben, und mein Gewissen erlaubte mir nicht mehr, etwas für Euch zu thun; aber ich bin zum Voraus bezahlt, ich habe

Euch versprochen, Ihr sollet Euren Kameraden sehen, ... kommt, ein ehrlicher Mann hält sein Wort .... Wenn es jedoch möglich ist, sprecht sowohl Euch als mir zu Liebe nichts von Politik."

La Mole verließ sein Zimmer und befand sich Coconnas gegenüber, welcher eben in seiner Stube auf- und abging.

Die zwei Freunde warfen sich einander in die Arme.

Der Kerkermeister gab sich den Anschein, als wischte er sich den Winkel des Auges ab, und ging hinaus, um zu wachen, daß man die Gefangenen nicht überraschte, oder vielmehr daß man ihn selbst nicht überraschte.

„Ah, Du bist hier!" rief Coconnas, „sprich, hat Dir der abscheuliche Gouverneur seinen Besuch gemacht?"

„Wie Dir, denke ich."

„Und Dir Alles genommen?"

„Ebenfalls wie Dir."

„Oh! mir, ich besaß nicht viel, einen Ring von Henriette das war Alles."

„Und baares Geld?"

„Ich hatte Alles, was ich besaß, dem braven Kerkermeister gegeben, damit er uns diese Zusammenkunft verschaffte."

„Ah, ah!" sprach La Mole, „es scheint, er empfängt aus zwei Händen."

„Du hast ihn also auch bezahlt?"

„Ich habe ihm hundert Thaler gegeben."

„Desto besser."

„Desto besser, daß unser Kerkermeister ein Schuft ist?"

„Allerdings; man wird mit Geld Alles machen, was man nur immer will, und es wird uns hoffentlich nicht daran fehlen."

„Sprich, begreifst Du, was uns begegnet?"

„Vollkommen .... Wir sind verrathen worden."

„Durch wen?"

„Durch den schändlichen Herzog von Alençon. Ich hatte Recht, daß ich ihm den Hals umdrehen wollte.“

„Und glaubst Du, unsere Sache sey von ernster Bedeutung?“

„Ich denke.“

„Es ist also die Folter zu befürchten?“

„Ich verberge Dir nicht, daß ich bereits daran gedacht habe.“

„Und was wirst Du sagen, wenn es dazu kommt?“

„Und Du?“

„Ich werde schweigen,“ antwortete La Mole mit einer fieberhaften Röthe.

„Du wirst schweigen?“ rief Coconnas.

„Ja, wenn ich die Kraft dazu habe.“

„Wohl, ich aber,“ versetzte Coconnas, „wenn man diese Schändlichkeit gegen mich begeht, stehe Dir dafür, daß ich vielerlei Dinge sagen werde.“

„Was für Dinge?“ fragte La Mole lebhaft.

„Oh! sey ruhig! von jenen Dingen, welche Herrn von Alençon einige Zeit am Schlafen verhindern sollen.“

La Mole wollte etwas erwiedern, als der Kerkermeister, der ohne Zweifel ein Geräusch gehört hatte, herbeilief, jeden von den zwei Freunden in sein Zimmer stieß und die Thüre hinter ihnen schloß.

VII.

Die Wachsfigur.

Seit acht Tagen war Karl an sein Bett gefesselt; es hatte sich seiner ein langsames Fieber bemächtigt, das von heftigen Anfällen unterbrochen wurde, welche eine große Aehnlichkeit mit epileptischen Erscheinungen hatten. Während dieser Anfälle stieß er zuweilen ein Gebrülle aus, das mit dem größten Schrecken die in seinem Vorzimmer aufgestellten Wachen hörten, während

die seit einiger Zeit durch so viel unheilvolles Geräusch erweckten Echos des alten Louvre dasselbe in ihren Tiefen wiederholten. Waren diese Anfälle vorüber, so sank er völlig entkräftet, mit erloschenem Auge, in die Arme seiner Amme zurück und beobachtete ein Stillschweigen, dessen Beweggrund sich eben so wohl in der Verachtung, als im Schrecken suchen ließ.

Wollte man sagen, was jedes seiner Seits, ohne ihre Gefühle einander mitzutheilen, — denn die Mutter und der Sohn flohen sich mehr, als sie sich suchten, — wollte man sagen, was Catharina von Medicis und der Herzog von Alençon an finsteren Gedanken im Grunde ihres Innern umwälzten, so müßte man das häßliche Gewimmel eines Vipernnestes zu schildern suchen.

Heinrich war in seinem Zimmer eingeschlossen worden und auf seine eigene Bitte an Karl hatte Niemand die Erlaubniß erhalten, ihn zu sehen, selbst Margarethe nicht ausgenommen: dieß war in den Augen von Allen eine völlige Ungnade.

Catharina und Alençon athmeten freier, denn sie hielten ihn für verloren. Heinrich aß und trank ruhiger, denn er glaubte vergessen zu seyn.

An dem Hofe ahnete Niemand die Ursache der Krankheit des Königs. Meister Ambroise Paré und Mazille, sein College, hatten eine Magenentzündung erkannt, indem sie sich bei dem Resultate über die Ursache täuschten. Sie hatten deßhalb eine mildernde Behandlung vorgeschrieben, was nur den von René angegebenen Trank unterstützen konnte, welchen Karl dreimal des Tags als einzige Nahrung aus den Händen seiner Amme empfing.

La Mole und Coconnas waren im strengsten Gewahrsam in Vincennes. Margarethe und Frau von Nevers machten zehn Versuche, um zu ihnen zu dringen oder wenigstens ihnen ein Billet zukommen zu lassen, aber es gelang ihnen nicht.

Eines Morgens, mitten unter ewigem Abwechseln

von Gut und Schlimm, fühlte sich Karl ein wenig besser und gab Befehl, den ganzen Hof eintreten zu lassen, der wie gewöhnlich, obgleich kein Lever statthatte, jeden Morgen sich für das Lever einfand. Die Thüren wurden also geöffnet, und man konnte an der Blässe seiner Wangen, am Vergelben seiner elfenbeinernen Stirne, an der fieberhaften, aus seinen hohlen, von einem dunkelblauen Kreise umgebenen, Augen hervorspringenden Flamme sehen, welche furchtbare Verheerungen bei dem jungen Monarchen die unbekannte Krankheit angerichtet hatte, von der er befallen worden war.

Das königliche Gemach war bald voll von Höflingen, Neugierigen und Interessirten.

Catharina, Alençon und Margarethe wurden unterrichtet, daß Karl empfing.

Alle drei traten in kurzen Zwischenräumen nach einander ein, Catharina ruhig, Alençon lächelnd, Margarethe niedergeschlagen.

Catharina setzte sich zu den Häupten ihres Sohnes, ohne den Blick zu bemerken, mit welchem dieser sie hatte nahe kommen sehen.

Alençon stellte sich unten an das Bett.

Margarethe stützte sich auf einen Schrank und konnte sich, als sie die bleiche Stirne, das abgemagerte Gesicht und die eingefallenen Augen ihres Bruders wahrnahm, eines Seufzers und einer Thräne nicht enthalten.

Karl, dem nichts entging, sah diese Thräne, hörte diesen Seufzer und machte Margarethe ein unmerkliches Zeichen mit dem Kopfe.

Dieses Zeichen, so unmerklich es auch war, erhellte das Antlitz der armen Königin von Navarra, der Heinrich etwas zu sagen nicht die Zeit gehabt hatte, oder vielleicht sogar nichts hatte sagen wollen. Sie fürchtete für ihren Gemahl, sie zitterte für ihren Geliebten.

Für sich selbst fürchtete sie nicht, sie kannte La Mole zu gut und wußte, daß sie auf ihn rechnen konnte.

„Nun, mein lieber Sohn," sprach Catharina, „wie befindet Ihr Euch?"

„Besser, meine Mutter, besser."

„Und was sagen Eure Aerzte?"

„Meine Aerzte? oh! das sind große Doctoren, meine Mutter," sprach Karl in ein Gelächter ausbrechend; „ich gestehe, es macht mir ungemein viel Vergnügen, sie über meine Krankheit streiten zu hören. Amme, gib mir zu trinken."

Die Amme brachte Karl eine Tasse von seinem gewöhnlichen Tranke.

„Was lassen sie Euch einehmen, mein Sohn?"

„Oh, Madame, wer versteht etwas von ihrem Gebräu?" erwiederte Karl, gierig den Trank leerend.

„Das Beste für meinen Bruder wäre," sprach Franz, „wenn er aufstehen und die schöne Sonne benützen könnte. Die Jagd, die er so sehr liebt, würde ihm gewiß wohl thun."

„Ja," versetzte Karl mit einem Lächeln, dessen Ausdruck der Herzog unmöglich errathen konnte, „die letzte hat mir jedoch sehr geschadet."

Karl hatte diese Worte auf eine so seltsame Weise gesagt, daß das Gespräch, in welches sich die Anwesenden nicht einen Augenblick gemischt hatten, hiebei stehen blieb. Dann machte er ein Zeichen mit dem Kopf; seine Höflinge verstanden, daß der Empfang vorüber war, und entfernten sich.

Alençon machte eine Bewegung, um sich seinem Bruder zu nähern, aber ein inneres Gefühl hielt ihn zurück; er verbeugte sich und trat ab.

Margarethe warf sich auf die fleischlose Hand ihres Bruders, drückte und küßte sie, und ging ebenfalls weg.

„Gute Margot!" murmelte Karl.

Catharina allein blieb auf ihrem Platze. Als Karl sich unter vier Augen mit ihr sah, wich er in seinem

Bette mit dem Gefühle des Schreckens zurück, das uns vor einer Schlange zurückweichen macht.

Unterrichtet durch die Geständnisse von René, dann vielleicht mehr noch durch das Stillschweigen und die Ueberlegung, hatte Karl nicht einmal mehr das Glück, zu zweifeln.

Er wußte vollkommen, wem und was er seinen Tod zuzuschreiben hatte.

Als sich Catharina dem Bette näherte und eine Hand, kalt wie ihr Blick, nach ihrem Sohne ausstreckte, bebte dieser und bekam bange.

„Ihr bleibt, Madame?“ sagte er zu ihr.

„Ja, mein Sohn,“ antwortete Catharina, „ich habe mich über wichtige Dinge mit Euch zu unterreden.“

„Sprecht, Madame,“ erwiederte Karl, noch mehr zurückweichend.

„Sire,“ sagte die Königin, „ich habe Euch so eben versichern hören, Euere Aerzte wären große Doctoren.“

„Und ich versichere es noch, Madame.“

„Was haben sie jedoch gethan, Sire, seitdem Ihr krank seyd?“

„Nichts, das ist wahr;.. aber wenn Ihr gehört hättet, was sie gesagt haben, . . in der That, Madame, man wünscht krank zu seyn, nur um so gelehrte Dissertationen zu hören.“

„Soll ich Euch etwas sagen, mein Sohn?“

„Was denn? sprecht, Madame.“

„Ich hege den Verdacht, daß diese großen Doctoren nichts von Euerer Krankheit verstehen.“

„Wirklich, Madame!“

„Daß sie vielleicht ein Resultat sehen, daß ihnen aber die Ursache entgeht.“

„Das ist möglich,“ sprach Karl, welcher nicht begriff, wohin seine Mutter abzielte.

„So, daß sie das Symptom behandeln, statt das Uebel zu behandeln.“

„Bei meiner Seele," versetzte Karl erstaunt, „ich glaube, Ihr habt Recht, meine Mutter."

„Wohl, mein Sohn, da es weder für mein Herz, noch für das Wohl des Staates taugt, daß Ihr so lange krank seyd, insofern die moralische Kraft bei Euch darunter leiden könnte, so versammelte ich die ausgezeichnetsten Doctoren. . . ."

„In der Kunst der Aerzte, Madame?"

„Nein, in einer tieferen Kunst, welche nicht allein in den Leibern, sondern auch in den Herzen zu lesen gestattet."

„Ah! eine schöne Kunst, Madame," sprach Karl, „man hat Recht, die Könige nicht darin zu unterrichten. Und Euere Nachforschungen haben ein Resultat gehabt?" fuhr er fort.

„Ja."

„Welches?"

„Das von mir gehoffte; und ich bringe Eurer Majestät das Mittel, das ihren Körper und ihren Geist heilen soll."

Karl bebte. Er glaubte, seine Mutter hätte gefunden, er sterbe noch zu langsam, und deshalb beschlossen, wissentlich zu vollenden, was sie ohne es zu wissen angefangen hatte.

„Und wo ist dieses Mittel?" sprach Karl, sich auf einen Ellenbogen erhebend und seine Mutter anschauend.

„Es liegt in dem Uebel selbst," antwortete Catharina.

„Wo ist denn das Uebel?"

„Merkt wohl auf, mein Sohn. Habt Ihr zuweilen davon sprechen hören, daß es geheime Feinde gibt, deren Rache aus der Ferne das Opfer tödtet?"

„Durch das Eisen oder durch das Gift?" fragte Karl, ohne einen Augenblick das unempfindliche Gesicht seiner Mutter aus dem Blicke zu verlieren.

„Nein, durch viel sicherere, durch viel schrecklichere Mittel."

„Erklärt Euch."

„Mein Sohn," fragte die Florentinerin, „glaubt Ihr an die Werke der Kabala und der Magie?"

Karl unterdrückte ein Lächeln der Verachtung und des Unglaubens und sagte:

„Sehr."

„Nun wohl," sprach Catharina lebhaft, „daher kommen Euere Leiden. Ein Feind Euerer Majestät, der es nicht gewagt hätte, Euch in das Gesicht anzugreifen, hat in der Finsterniß conspirirt. Er hat gegen die Person Euerer Majestät eine um so furchtbarere Conspiration gerichtet, als er keine Genossen hatte, und als die geheimnißvollen Fäden dieser Conspiration unfaßbar waren.'

„Oh, oh!" sprach Karl empört über so viel Unverschämtheit.

„Sucht wohl, mein Sohn," versetzte Catharina; „erinnert Euch gewisser Entweichungsversuche, welche dem Mörder die Straflosigkeit sichern sollten."

„Dem Mörder!" rief Karl, „dem Mörder! man hat es also versucht, mich umzubringen, meine Mutter?"

Das Katzenauge von Catharina rollte heuchlerisch unter dem gefalteten Augenliede hin und her.

„Ja, mein Sohn; Ihr zweifelt vielleicht daran, aber ich, ich habe die Gewißheit erlangt."

„Ich zweifle nie an dem, was Ihr sagt," antwortete der König bitter. „Und wie hat man es versucht, mich zu tödten, ich bin neugierig, dieß zu erfahren?"

„Durch die Magie, mein Sohn."

„Erklärt Euch, Madame," versetzte Karl, seine Beobachterrolle wieder aufnehmend.

„Wenn es dem Verschwörer, den ich bezeichnen will, und den Eure Majestät bereits im Grunde ihres Herzens bezeichnet hat, zu entkommen gelungen wäre, so würde Niemand die Ursache der Leiden Eurer Majestät durchdrungen haben: aber glücklicher Weise, Sire, wachte Euer Bruder über Euch."

„Welcher Bruder?" fragte Karl.

„Euer Bruder Alençon.“

„Ah! ja, das ist wahr. Ich vergesse stets, daß ich einen Bruder habe,“ murmelte er bitter lachend. „Und Ihr sagt, Madame . . .“

„Daß er glücklicher Weise die materielle Seite der Verschwörung gegen Eure Majestät entdeckt habe. Aber während er, das unerfahrene Kind, nur die Spuren eines gewöhnlichen Complottes, nur die Beweise für den beabsichtigten Streich des jungen Mannes suchte, suchte ich Beweise von einer viel ernsteren Thätigkeit, denn ich kenne das Gewicht des Geistes dieses Schuldigen.“

„Oh! man sollte glauben, meine Mutter, Ihr sprächet von dem König von Navarra,“ sagte Karl, welcher wissen wollte, wie weit die florentinische Verstellung gehen würde.

Catharina schlug heuchlerisch die Augen nieder.

„Ich habe ihn verhaften und wegen des fraglichen Streiches nach Vincennes führen lassen,“ fuhr der König fort. „Sollte er schuldiger seyn, als ich vermuthe?“

„Fühlt Ihr das Fieber, das Euch verzehrt?“ fragte Catharina.

„Ja, gewiß, Madame,“ erwiederte Karl die Stirne faltend.

„Fühlt Ihr die brennende Hitze, die Euer Herz und Eure Eingeweide zernagt?“

„Ja, Madame,“ antwortete Karl immer finsterer werdend.

„Und die scharfen Kopfschmerzen, welche wie eben so viele Pfeile durch Eure Augen fahren, um in Euer Gehirn zu gelangen?“

„Ja, ja, Madame. Oh! ich fühle Alles dieß. Oh! Ihr wißt mein Uebel gut zu beschreiben.“

„Das ist ganz einfach,“ versetzte die Florentinerin, „schaut. . . . .“

Und sie zog unter ihrem Mantel einen Gegenstand hervor und reichte ihn dem König.

Es war eine ungefähr zehn Zoll hohe Figur von gelblichem Wachs. Diese Figur war zuerst mit einem von Gold funkelnden Kleide von Wachs, wie die Figurine selbst, und dann mit einem Königsmantel von demselben Stoffe angethan.

„Nun," fragte Karl, „was soll diese kleine Statue bedeuten?"

„Seht, was sie auf dem Kopfe hat," sprach Catharina.

„Eine Krone," antwortete Karl.

„Und im Herzen?"

„Eine Nadel. Nun?"

„Nun, Sire, erkennt Ihr Euch?"

„Mich?"

„Ja, Euch, mit Eurer Krone, mit Eurem Mantel."

„Und wer hat diese Figur gemacht?" sprach Karl, den die Komödie ermüdete. „Der König von Navarra ohne Zweifel?"

„Nein, Sire."

„Nicht? .... Dann verstehe ich Euch nicht."

„Ich sage nein," versetzte Catharina, „weil sich Eure Majestät an die strenge Thatsache halten könnte. Ich würde ja gesagt haben, wenn mir Eure Majestät die Frage auf eine andere Weise vorgelegt hätte."

Karl antwortete nicht; er suchte alle Gedanken dieser finstern Seele zu durchdringen, welche sich in dem Augenblicke für ihn verschloß, wo er sich nahe daran glaubte, darin lesen zu können.

„Sire," fuhr Catharina fort, „diese Statue ist durch die Sorge Eures Herrn Staatsanwaltes Laguesle in der Wohnung des Mannes aufgefunden worden, der an dem Tage der Falkenjagd ein Handpferd für den König von Navarra bereit hielt."

„Bei Herrn de La Mole?" sprach der König.

„Bei ihm selbst. Schaut, wenn es Euch gefällt, noch einmal die stählerne Nadel an, die das Herz durch-

dringt, und seht, welcher Buchstabe auf die Etiquette geschrieben ist, die sie trägt."

„Ich sehe ein M."

„Das heißt Mors, der Tod; es ist dieß die magische Formel, Sire. Der Erfinder schreibt so seinen Wunsch auf die Wunde, die er gräbt. Wollte er sein Opfer mit Wahnsinn schlagen, so hätte er, wie dieß der Herzog von Bretagne bei Karl VI. that, die Nadel in den Kopf gestochen und ein F (Furor, Wahnsinn) statt eines M. gesetzt."

„Eurer Meinung nach," sprach Karl IX., „ist also derjenige, welcher nach meinem Leben trachtet, Herr de La Mole?"

„Ja, wie der Dolch nach dem Herzen trachtet; aber hinter dem Dolche ist der Arm, der ihn stößt."

„Das ist also die ganze Ursache des Uebels, an welchem ich leide? Und wie soll man sich dabei benehmen?" fragte Karl. „Ihr wißt es, Ihr, meine gute Mutter; aber ich, gerade das Gegentheil von Euch, die Ihr Euch Euer ganzes Leben damit abgegeben habt, ich bin sehr unwissend in der Kabbala und in der Magie."

„Der Tod des Erfinders bricht den Zauber, das ist das Ganze. An dem Tage, an welchem der Zauber zerstört wird, hört auch das Uebel auf," sprach Catharina.

„Wirklich?" rief Karl mit erstaunter Miene.

„Wie? Ihr wißt das nicht?"

„Verdammt! ich bin kein Zauberer."

„Wohl, Eure Majestät ist doch nun überzeugt?"

„Gewiß."

„Und die Ueberzeugung wird die Ungewißheit vertreiben?"

„Völlig."

„Ihr sagt das nicht aus Artigkeit?"

„Nein, meine Mutter, es kommt aus dem Grunde meines Herzens."

Das Gesicht von Catharina erheiterte sich.

„Gott sey gelobt!" rief sie, als ob sie an Gott geglaubt hätte.

„Ja, Gott sey gelobt!“ wiederholte Karl ironisch. „Ich weiß nun, von wem mein Zustand herrührt, und wen ich folglich zu bestrafen habe.“

„Und wir werden strafen . . .“

„Herrn de La Mole; habt Ihr nicht gesagt, er wäre der Schuldige?“

„Ich habe gesagt, er wäre das Werkzeug.“

„Wohl,“ sprach Karl, „zuerst Herrn de La Mole; das ist das Wichtigste. Alle die Krisen, von denen ich befallen bin, können gefährlichen Verdacht um uns her erwecken. Es ist dringend, daß es Licht werde, und bei dem Glanze, den dieses Licht von sich gibt, wird sich die Wahrheit enthüllen.“

„Also Herr de La Mole? . . .“

„Sagt mir vortrefflich als Schuldiger zu; ich nehme ihn an. Beginnen wir bei ihm, und wenn er einen Genossen hat, so wird er sprechen.“

„Ja,“ murmelte Catharina, „wenn er nicht spricht, so wird man ihn sprechen machen. Wir haben untrügliche Mittel hiezu.“

Dann fügte sie aufstehend laut bei:

„Ihr erlaubt doch, Sire, daß das Verhör beginnt?“

„Ich wünsche es, Madame; je eher, desto besser.“

Catharina drückte ihrem Sohne die Hand, ohne das Nervenzucken zu begreifen, das diese Hand bewegte, während sie die ihrige drückte, und verließ das Zimmer, ebenfalls ohne das sardonische Lachen des Königs und die furchtbare, dumpfe Verwünschung zu hören, die auf dieses Lachen folgte.

Der König fragte sich, ob keine Gefahr dabei wäre, wenn man diese Frau gehen ließe, welche in einigen Stunden vielleicht so viel Arbeit machen würde, daß es am Ende nicht mehr möglich wäre, Einhalt zu thun.

In diesem Augenblicke, da er nach dem hinter Catharina herabfallenden Thürvorhang schaute, hörte er ein leichtes Knistern hinter sich, und sich umwendend gewahrte er Margarethe, welche den Vorhang aufhob, der vor dem zu der Amme führenden Gange angebracht war. Mar-

garethe, deren Blässe, deren starre Augen und unterdrückter Athem die heftigste Aufregung andeuteten.

„Oh, Sire, Sire!" rief Margarethe, nach dem Bette ihres Bruders stürzend, „Ihr wißt wohl, daß sie lügt!"

„Wer, sie?" fragte Karl.

„Hört, Karl, es ist allerdings furchtbar, seine Mutter anzuklagen; aber ich vermuthete, sie würde bei Euch bleiben, um sie noch mehr zu verfolgen. Doch bei meinem Leben, bei Eurem Leben, bei unsern beiden Seelen sage ich Euch, daß sie lügt!"

„Sie verfolgen!... Wen verfolgt sie?"

Beide sprachen aus Instinkt leise; man hätte glauben sollen, sie befürchteten sich selbst zu hören.

„Zuerst Euern Henriot, der Euch liebt, der Euch mehr ergeben ist, als irgend Jemand in der Welt."

„Du glaubst es, Margot?" sprach Karl.

„Oh, Sire, ich bin dessen gewiß."

„Ich auch."

„Wenn Ihr dessen gewiß seyd, mein Bruder," versetzte Margarethe erstaunt, „warum habt Ihr ihn verhaften und nach Vincennes bringen lassen?"

„Weil er mich selbst darum gebeten hat."

„Er hat Euch darum gebeten, Sire?"

„Ja, Henriot hat sonderbare Ansichten. Vielleicht täuscht er sich, vielleicht hat er Recht; aber es ist eine von seinen Ansichten, er sey sicherer in meiner Ungnade, als in meiner Gunst, ferne von mir, als in meiner Nähe, in Vincennes, als im Louvre."

„Ah! ich begreife," sprach Margarethe; „und er ist also in Sicherheit?"

„So sehr, als es ein Mensch seyn kann, für den mir Baulieu mit seinem Kopfe bürgt."

„Oh, ich danke, mein Bruder; so viel für Heinrich. Aber ...."

„Was aber?" fragte Karl.

„Aber es gibt noch eine andere Person, für die ich

mich vielleicht mit Unrecht interessire, doch ich interessire mich einmal ...."

„Und wer ist diese Person?"

„Sire, erspart mir ... ich würde es kaum wagen, sie meinem Bruder zu nennen, und wage es vollends nicht, ihren Namen vor dem König auszusprechen."

„Herr de La Mole, nicht wahr?"

„Ach! Ihr wolltet ihn einst tödten, Sire, und er ist nur durch ein Wunder Eurer königlichen Rache entgangen."

„Und zwar, Margarethe, als er eines einzigen Verbrechens schuldig war. Nun aber, da er zwei begangen hat ...."

„Sire, er ist des zweiten nicht schuldig."

„Hast Du denn nicht gehört, was unsere gute Mutter gesprochen hat, arme Margot?"

„Oh, ich sagte Euch ja bereits, Karl," versetzte Margarethe, die Stimme dämpfend, „ich sagte Euch, daß sie gelogen hat."

„Ihr wißt vielleicht nicht, daß eine Wachsfigur vorhanden ist, welche bei Herrn de La Mole mit Beschlag belegt wurde."

„Doch, mein Bruder, ich weiß es."

„Daß diese Figur am Herzen mit einer Nadel durchbohrt ist, und daß die Nadel, welche sie so verwundet, ein Fähnchen mit einem M trägt?"

„Ich weiß es ebenfalls."

„Daß diese Figur einen Königsmantel auf den Schultern und eine Königskrone auf dem Haupte hat?"

„Ich weiß Alles dies."

„Was habt Ihr dann zu sagen?"

„Daß diese kleine Figur, welche einen Königsmantel auf den Schultern und eine Königskrone auf dem Haupte trägt, eine Frau und nicht einen Mann darstellt."

„Bah!" rief Karl, „und die Nadel, die das Herz durchbringt?"

„Ist ein Zauber, um sich von dieser Frau geliebt

zu machen, und keine Bosheit, um einen Mann sterben zu lassen."

„Aber der Buchstabe M?"

„Bedeutet nicht Mors, wie die Königin Mutter gesagt hat."

„Was bedeutet er denn sonst?"

„Er bedeutet .... er bedeutet den Namen der Frau, welche Herr de La Mole liebt."

„Und diese Frau heißt?"

„Diese Frau heißt: Margarethe," sprach die Königin von Navarra, fiel vor dem Bette des Königs auf die Kniee, nahm seine Hand in die ihrigen und drückte ihr in Thränen gebadetes Gesicht auf diese Hand.

„Stille, meine Schwester," sprach Karl und ließ einen unter der gefalteten Stirne hervorfunkelnden Blick um sich herlaufen; „denn wie Ihr uns gehört habt, eben so könnte man Euch hören."

„Oh, was liegt mir daran!" rief Margarethe das Haupt erhebend. „Warum ist nicht die ganze Welt da, um mich zu hören! Vor der ganzen Welt würde ich erklären, daß es schändlich ist, die Liebe eines Edelmannes zu mißbrauchen, um seinen Ruf mit einem Mordverdachte zu beflecken."

„Margot, wenn ich Dir sagte, daß ich so gut wie Du weiß, was ist und was nicht ist."

„Mein Bruder!"

„Wenn ich Dir sagte, daß Herr de La Mole unschuldig ist."

„Ihr wißt ...."

„Wenn ich Dir sagte, daß ich den wahren Schuldigen kenne."

„Den wahren Schuldigen!" rief Margarethe; „es ist also ein Verbrechen begangen worden?"

„Ja, freiwillig oder unfreiwillig, es ist ein Verbrechen begangen worden."

„An Euch?"

„An mir.“

„Unmöglich!“

„Unmöglich? . . . Schau mich an, Margot.“

Die junge Frau schaute ihren Bruder an und bebte, als sie ihn so bleich sah.

„Margot, ich habe keine drei Monate mehr zu leben,“ sprach Karl.

„Ihr, mein Bruder! Du, mein Karl!“ rief sie.

„Margot, ich bin vergiftet.“

Die Königin stieß einen Schrei aus.

„Schweige doch!“ sagte Karl; „man muß glauben, ich sterbe durch Magie.“

„Und Ihr kennt den Schuldigen?“

„Ich kenne ihn.“

„Ihr habt gesagt, es wäre nicht La Mole.“

„Nein, er ist es nicht.“

„Es ist sicherlich auch nicht Heinrich.“

„Nein.“

„Großer Gott! wäre es? . .“

„Wer?“

„Mein Bruder, . . . Alençon . . .“ murmelte Margarethe.

„Vielleicht.“

„Oder gar, . . . oder gar . . .“ Margarethe dämpfte abermals die Stimme, als wäre sie selbst über das erschrocken, was sie sagen wollte, „oder gar . . . . unsere Mutter?“

Karl schwieg.

Margarethe schaute ihn an, las in seinem Blicke Alles, was sie darin suchte, und fiel immer noch auf den Knieen und halb zurückgebeugt auf einen Stuhl.

„Oh, mein Gott, mein Gott!“ murmelte sie, „das ist unmöglich!“

„Unmöglich!“ sprach Karl mit einem scharfen Lachen, „es ärgert mich, daß René nicht hier ist, er würde Dir meine Geschichte erzählen.“

„Er? René?“

„Ja, ... er würde Dir zum Beispiel erzählen, daß ihn eine Frau, der er nichts zu verweigern wagt, um ein Jagdbuch gebeten hat, welches in seiner Bibliothek versteckt war; daß ein feines Gift auf jedes Blatt dieses Buches gegossen worden ist; daß das Gift für irgend Jemand, ich weiß nicht für wen bestimmt, durch eine Laune des Zufalls oder durch eine Strafe des Himmels auf eine andere Person gefallen ist, als auf diejenige, für welche es bestimmt war. Wenn Du indessen, in Abwesenheit von René, das Buch sehen willst, es ist dort in meinem Cabinet, und Du wirst von der Schrift des Florentiners finden, daß dieses Buch, welches in seinen Blättern den Tod von noch zwanzig Personen enthält, von seiner Hand seiner Landsmännin gegeben wurde."

„Stille, Karl, ebenfalls stille," sprach Margarethe.

„Du siehst nun wohl ein, daß man glauben muß, ich sterbe an Magie."

„Aber das ist ungerecht, das ist schändlich! Gnade! Gnade! Ihr wißt wohl, daß er unschuldig ist."

„Ich weiß es, aber man muß ihn für schuldig halten. Erdulde den Tod Deines Geliebten; es ist dies wenig, um die Ehre des Hauses Frankreich zu retten. Ich erdulde den Tod, damit das Geheimniß mit mir sterbe!"

Margarethe beugte das Haupt, denn sie begriff, daß zur Rettung von La Mole bei dem König nichts mehr zu machen war, und entfernte sich weinend und ohne auf etwas Anderes zu hoffen, als auf ihre eigenen Mittel.

Während dieser Zeit verlor Catharina, wie es Karl vorher gesehen hatte, keine Minute, und sie schrieb an den Staatsprocurator Laguesle einen Brief, von dem die Geschichte auch das geringste Wort aufbewahrt hat, einen Brief, der ein blutiges Licht auf diese ganze Begebenheit wirft.

„Herr Procurator!

Diesen Abend sagt man mir als gewiß, daß La Mole ein Sacrilegium begangen hat. In seiner Wohnung in Paris hat man viele abscheuliche Dinge, wie Bücher und Papiere, gefunden. Ich bitte Euch, den ersten Präsidenten zu rufen, und so schnell als möglich einen Prozeß einzuleiten, die Angelegenheit der Wachsfigur betreffend, der sie einen Stich in das Herz gegeben haben, und zwar gegen den König. *)

Catharina.

VIII.

Die unsichtbaren Schilde.

Am Tage, nachdem Catharina den Brief geschrieben hatte, der so eben dem Leser vor Augen lag, trat der Gouverneur mit sehr imposanter Begleitung bei Coconnas ein; sie bestand aus zwei Hellebardieren und vier Schwarzröcken.

Coconnas wurde aufgefordert, in einen Saal hinabzugehen, wo ihn der Procurator Laguesle und zwei Richter erwarteten, um ihn nach dem Befehle vor Catharina zu verhören.

Während der acht Tage, die er im Gefängniß zugebracht, hatte Coconnas viel nachgedacht, abgesehen davon, daß jeden Tag La Mole und er, einen Augenblick durch die Sorge des Kerkermeisters vereinigt, der ihnen, ohne ihnen etwas davon zu sagen, diese Ueberraschung bereitet hatte, welche sie ohne Zweifel nicht allein seiner Menschenfreundlichkeit verdankten, abgesehen davon, sagen wir, daß La Mole und er mit einander das Benehmen überlegt hatten, welches sie verfolgen

*) Wortgetreu.

sollten, und das in einem völligen Leugnen bestand. Er war also überzeugt, daß mit einiger Gewandtheit seine Sache die beste Wendung nehmen würde. Die Anklagen waren nicht stärker gegen ihn und seinen Freund, als gegen die Andern. Heinrich und Margarethe hatten keinen Fluchtversuch gemacht; sie konnten also in einer Angelegenheit nicht gefährdet seyn, wo die Hauptschuldigen frei waren. Coconnas wußte nicht, daß Heinrich dasselbe Schloß bewohnte wie er, und er erfuhr durch die Gefälligkeit seines Kerkermeisters, daß über seinem Haupte Protectionen schwebten, die er seine unsichtbaren Schilde nannte.

Bis jetzt hatten sich die Verhöre auf die Pläne des Königs von Navarra, auf die Fluchtversuche und auf den Antheil bezogen, den die zwei Freunde daran nehmen sollten. Coconnas hatte beständig auf eine mehr als unbestimmte und mehr als gewandte Weise geantwortet. Er schickte sich an, auf dieselbe Weise zu antworten und er bereitete zum Voraus alle seine Erwiederungen vor, als er wahrnahm, daß das Verhör plötzlich den Gegenstand änderte.

Es handelte sich um einen oder mehrere Besuche, welche bei René gemacht, um eine oder mehrere Wachsfiguren, welche auf Antrieb von La Mole verfertigt worden seyn sollten.

Wie sehr Coconnas auch vorbereitet war, so glaubte er doch zu bemerken, daß die Anklage viel von ihrer Intensität verlor, da es sich, statt von einem Verrath an einem König, von der Verfertignng der Statue einer Königin handelte, überdies von einer höchstens acht bis zehn Zoll hohen Statue.

Er antwortete daher sehr heiter, daß weder er noch sein Freund mehr mit Puppen spielten, und bemerkte mit Vergnügen, daß wiederholt seine Antworten ein Gelächter zur Folge hatten.

Man hatte noch nicht, wie der Vers, gesagt: Ich habe gelacht und bin nun entwaffnet; aber dies war bereits viel in Prosa, und Coconnas glaubte seine Richter entwaffnet zu haben, weil sie gelächelt hatten.

Als sein Verhör beendigt war, stieg er so singend, so geräuschvoll in sein Zimmer hinauf, daß La Mole für den er diesen Lärmen machte, die glücklichsten Schlüsse daraus ziehen mußte.

Man ließ diesen ebenfalls herabkommen. La Mole sah wie Coconnas mit Erstaunen, daß die Anklage von ihrem ersten Wege abging und einen neuen Pfad einschlug. Man befragte ihn über seine Besuche bei René. Er antwortete, er wäre nur einmal bei dem Florentiner gewesen. Man fragte ihn, ob er dieses Mal nicht eine Wachsfigur bestellt hätte? Er antwortete, René habe ihm diese Figur ganz fertig gezeigt. Man fragte ihn, ob die Figur nicht einen Mann darstellte. Er antwortete, sie stellte eine Frau dar. Man fragte ihn, ob der Zauber nicht zum Zwecke hätte, den Tod dieses Mannes zu bewirken? Er antwortete, der Zweck des Zaubers wäre, sich von dieser Frau geliebt zu machen.

Diese Fragen wurden gemacht und auf hunderterlei Arten gedreht und umgedreht. Aber auf alle diese Fragen, auf welche Weise man sie auch stellte, gab La Mole beständig dieselben Antworten.

Die Richter schauten sich mit einer gewissen Unentschlossenheit an, denn sie wußten nicht, was sie vor einer solchen Einfachheit thun oder sagen sollten, als ein dem Staatsprocurator überbrachtes Billet die Schwierigkeit mitten durchschnitt.

Es war in folgenden Worten abgefaßt:

„Wenn der Angeklagte leugnet, schreitet zur peinlichen Frage.

C.“

Der Procurator steckte das Billet in seine Tasche, lächelte La Mole zu und entließ ihn freundlich.

La Mole kehrte in seinen Kerker, wenn auch nicht ebenso beruhigt, doch beinahe eben so heiter als Coconnas zurück.

„Ich glaube, es geht Alles gut," sagte er.

Eine Stunde nachher hörte er Tritte und sah ein Billet, das unter der Thüre durchgeschoben wurde, ohne daß er die Hand wahrnehmen konnte, die ihm diese Bewegung gab. Er nahm es und dachte, die Depeche käme aller Wahrscheinlichkeit nach vom Kerkermeister.

Als er das Billet sah, erfaßte eine Hoffnung, beinahe so schmerzlich wie eine Täuschung, sein Herz. Er hoffte, dieses Billet wäre von Margarethe, von der er, seitdem er im Gefängniß saß, keine Nachricht erhalten hatte. Er ergriff es zitternd, die Handschrift hätte ihn beinahe sterben gemacht.

„Muth," sagte das Billet, „ich wache."

„Oh!" rief La Mole, dieses Papier, das eine so theure Hand berührt hatte, mit Küssen bedeckend, „wenn sie wacht, bin ich gerettet!"

Damit La Mole dieses Billet begreife, und damit er mit Coconnas Glauben zu dem habe, was der Piemontese seine unsichtbaren Schilde nannte, müssen wir den Leser in das kleine Haus, in das kleine Zimmer zurückführen, wo so viele kaum verdunstete Wohlgerüche, so viele süße Erinnerungen, seitdem zu Leiden und Befürchtungen geworden, das Herz einer halb auf Sammetkissen zurückgeworfenenen Frau brachen.

„Königin seyn, stark seyn, jung seyn, schön seyn und leiden, was ich leide!" rief diese Frau, „oh, das ist unmöglich!"

Dann stand sie auf in ihrer Bewegtheit, ging hin und her, blieb plötzlich stille stehen, stützte ihre brennende Stirne an einen eisigen Marmor, erhob sich wieder, bleich und das Gesicht mit Thränen bedeckt, rang die Hände unter schmerzlichen Ausrufungen und fiel abermals wie gebrochen in ihren Lehnstuhl zurück.

Plötzlich hob sich der Thürvorhang, der die Woh-

nung der Rue Cloche=Percée von der Wohnung der Rue Tison trennte. Ein seidenes Knistern streifte an der Wand hin, und die Herzogin von Nevers erschien.

„Oh!" rief Margarethe, „Du bist es! Mit welcher Ungeduld erwartete ich Dich. Laß hören! welche Kunde hast Du?"

„Schlimme, schlimme, meine arme Freundin. Catharina betreibt selbst das Verhör und befindet sich noch in diesem Augenblick in Vincennes."

„Und René?"

„Er ist verhaftet."

„Ehe Du ihn hast sprechen können?"

„Ja."

„Und unsere lieben Gefangenen?"

„Ich habe Nachricht von ihnen."

„Durch den Kerkermeister?"

„Allerdings."

„Nun?"

„Sie sprechen sich jeden Tag. Vorgestern hat man sie durchsucht. La Mole zerbrach lieber Dein Porträt, als daß er es ausgeliefert hätte."

„Der liebe La Mole."

„Annibal hat den Inquisitoren in das Gesicht gelacht."

„Guter Annibal! Aber hernach?"

„Man befragte sie diesen Morgen über die Flucht des Königs, über seine Pläne in Beziehung auf einen Aufruhr in Navarra, und sie haben nichts gesagt."

„Oh! ich wußte wohl, daß sie schweigen würden. Aber dieses Schweigen tödtet sie wohl ebenso gut, als wenn sie sprächen."

„Ja, aber wir retten sie."

„Du hast also an unser Unternehmen gedacht?"

„Ich habe mich seit gestern mit nichts Anderem beschäftigt."

„Sprich."

„Der Vertrag ist mit Beaulieu abgeschlossen Ah! meine liebe Königin, was für ein schwer zugänglicher,

gieriger Mann das ist! Es kostet das Leben eines Menschen und dreimal hunderttausend Goldthaler."

„Du nennst ihn einen schwer zugänglichen, gierigen Mann, und er verlangt nicht mehr als das Leben eines Menschen und dreimal hunderttausend Thaler? ... Das ist ja nichts!"

„Nichts? dreimal hunderttausend Thaler! Alle Deine Juwelen und die meinigen werden nicht dazu hinreichen."

„Oh, das ist gleichgültig. Der König von Navarra wird bezahlen; der Herzog von Alençon wird bezahlen; mein Bruder Karl wird bezahlen; und wenn nicht. . . ."

„Du sprichst, wie eine Verrückte. Ich habe die dreimal hunderttausend Thaler."

„Du?"

„Ja, ich."

„Und wie hast Du sie Dir verschafft? Ist es ein Geheimniß?"

„Für Jedermann, nur für Dich nicht."

„Oh, mein Gott!" sprach Margarethe, mitten unter ihren Thränen lächelnd, „solltest Du sie gestohlen haben?"

„Urtheile selbst."

„Sprich."

„Erinnerst Du Dich des furchtbaren Nantouillet?"

„Des reichen Kauzes, des Wucherers?"

„Wenn Du willst."

„Nun?"

„Als er eines Tags eine gewisse blonde Frau mit grünen Augen, geschmückt mit drei Rubinen, von denen der eine auf der Stirne, die andern zwei auf den Schläfen angebracht waren, ein Kopfputz, der ihr so gut stand, vorübergehen sah und nicht wußte, daß es eine Herzogin war, da rief dieser reiche Kauz, dieser Wucherer: „„Für drei Küsse würde ich an der Stelle dieser drei Rubine drei Diamanten, jeden von hunderttausend Thalern, entstehen lassen.""

„Nun, Henriette?"

„Meine Liebe, die Diamanten sind entstanden und verkauft."

„Oh, Henriette, Henriette!" murmelte Margarethe.

„Höre!" rief die Herzogin mit einem zugleich naiven und erhabenen Ausdruck, der das Jahrhundert und die Frau zusammenfaßt, „höre, ich liebe Annibal."

„Das ist wahr," sprach Magarethe lächelnd und erröthend, „Du liebst ihn sehr, Du liebst ihn sogar zu sehr."

Und dennoch drückte sie ihr die Hand.

„Durch unsere drei Diamanten sind also die dreimalhunderttausend Thaler und der Mensch bereit," fuhr Henriette fort.

„Der Mensch? welcher Mensch?"

„Der Mensch zum Tödten. Du vergißt, daß man einen Menschen tödten muß."

„Ah! Du hast denjenigen gefunden, welchen Du brauchtest?"

„Vollkommen."

„Zu demselben Preise?" fragte lächelnd Margarethe.

„Zu demselben Preise hätte ich zehn gefunden," antwortete Henriette. „Nein, nein, ganz einfach um fünfhundert Thaler."

„Um fünfhundert Thaler hast Du einen Menschen gefunden, welcher einwilligte, sich tödten zu lassen?"

„Was willst Du, man muß doch leben."

„Meine liebe Freundin, ich verstehe Dich nicht. Sprich klar und deutlich. In unserer Lage nimmt das Lösen der Räthsel zu viel Zeit weg."

„Höre also: der Kerkermeister, dem die Bewachung von La Mole und Coconnas anvertraut wurde, ist ein alter Soldat, welcher weiß, was eine Wunde bedeutet; er will wohl unsere Freunde retten helfen, aber er will keinen Platz nicht verlieren. Ein Dolchstoß geschickt geführt macht die Sache ab; wir geben ihm eine Belohnung und der Staat eine Entschädigung. Auf diese Art empfängt der brave Mann aus zwei Händen und hat die Fabel von dem Pelikan erneuert."

„Aber ein Dolchstoß..." sprach Margarethe.

„Sey unbesorgt, Annibal wird ihn führen."

„In der That,“ versetzte Margarethe lachend, „er hat La Mole drei Stöße sowohl mit dem Degen, als mit dem Dolche gegeben, und La Mole ist nicht gestorben; es ist also alle Hoffnung vorhanden.“

„Böse! Du würdest verdienen, daß ich hiebei stehen bliebe.“

„Oh! nein, nein, im Gegentheil, sage mir das Uebrige, ich bitte Dich darum; wie werden wir sie retten?“

„Auf folgende Weise: die Kapelle ist der einzige Ort des Schlosses, wohin die Frauen dringen können, welche keine Gefangenen sind. Man verbirgt uns hinter dem Altar. Unter dem Altartuche finden sie zwei Dolche. Die Thüre der Sacristei wird vorher geöffnet. Coconnas versetzt seinem Kerkermeister den Stoß; dieser fällt und stellt sich, als wäre er todt; wir erscheinen, wir werfen jede einen Mantel über die Schultern unserer Freunde; wir fliehen mit ihnen durch die kleine Thüre der Sacristei, und da wir das Losungswort haben, so kommen wir ohne Hinderniß hinaus.“

„Und sind wir einmal außen?....“

„Zwei Pferde warten vor dem Thore, sie schwingen sich auf, verlassen die Isle de France und erreichen Lothringen, von wo sie von Zeit zu Zeit incognito zurückkehren.“

„Oh! Du gibst mir das Leben wieder,“ sagte Margarethe. „Wir retten sie also?“

„Ich wollte beinahe dafür stehen.“

„Und dies bald?“

„Gewiß in drei bis vier Tagen; Beaulieu wird uns benachrichtigen.“

„Wenn man Dich in der Umgegend von Vincennes erkennt: das dürfte unserem Vorhaben schaden.“

„Wie soll man mich erkennen? Ich gehe als Nonne mit einer Haube, bei der man nicht einmal meine Nasenspitze sieht.“

„Wir können nicht vorsichtig genug seyn.“

„Ich weiß es wohl, Mordi! wie der arme Annibal sagen würde."

„Und der König von Navarra, hast Du Dich nach ihm erkundigt?"

„Ich habe nicht verfehlt, dies zu thun."

„Nun?..."

„Er ist nie so lustig gewesen, wie es scheint. Er lacht, er singt, er speist mit Appetit, und verlangt nur Eines: strenge Bewachung."

„Er hat Recht. Und meine Mutter?"

„Sie betreibt, wie ich Dir sage, den Prozeß so scharf als sie kann.

„Ja, aber sie hat keine Vermuthung in Beziehung auf uns?"

„Wie soll sie eine Vermuthung haben? Alle Diejenigen, welche in das Geheimniß eingeweiht sind, haben ein Interesse, es zu bewahren. Ah! ich wußte, daß sie den Richtern von Paris hatte sagen lassen, sie sollten sich bereit halten."

„Handeln wir rasch, Henriette. Wenn unsere Freunde das Gefängniß ändern würden, müßte man Alles wieder von vorne anfangen."

„Sey unbesorgt, ich wünsche eben so sehr wie Du, sie außen zu sehen."

„Oh! ja, ich weiß es, und danke Dir tausendmal für das, was Du gethan hast, um zu diesem Ziele zu gelangen."

„Adieu, Margarethe, adieu, ich begebe mich wieder in's Feld."

„Und Du bist des Herrn von Beaulieu sicher?"

„Ich hoffe es."

„Des Kerkermeisters?"

„Er hat es versprochen."

„Der Pferde?"

„Es sind die besten aus dem Stalle des Herzogs von Nevers."

„Ich bete Dich an, Henriette."

Und Margarethe warf sich ihrer Freundin um den Hals, wornach sich die zwei Frauen trennten, unter dem Versprechen, sich am andern Tag und alle Tage an demselben Orte und zu derselben Stunde zu sehen.

Dies waren die zwei reizenden, ergebenen Geschöpfe, welche Coconnas so richtig die unsichtbaren Schilde nannte.

IX.

Die Richter.

„Nun, mein braver Freund," sprach Coconnas zu La Mole, als sich die zwei Gefährten nach dem Verhöre, in welchem zum ersten Male von der Wachsfigur die Rede gewesen war, beisammen fanden, „es scheint mir, Alles geht zum Entzücken und wir werden wohl bald von den Richtern aufgegeben werden, ein Diagnosticon, was gerade dem entgegengesetzt ist, wenn man von den Aerzten aufgegeben wird; denn wenn der Arzt den Kranken aufgibt, so geschieht es, weil er ihn nicht mehr retten kann, während im Gegentheil, wenn der Richter den Angeklagten aufgibt, dies der Fall ist, weil er die Hoffnung verliert, ihm den Kopf abschneiden zu lassen."

„Ja," sprach La Mole, „es ist mir sogar, als erschaute ich in der Höflichkeit, in der Leichtigkeit der Kerkermeister, in der Elasticität der Thüren unsere edlen Freundinnen. Aber ich erkenne Herrn von Beaulieu nicht."

„Ich erkenne ihn wohl," sprach Coconnas; „nur wird es viel kosten. Aber basta! die Eine ist eine Prinzessin, die Andere ist Königin; sie sind Beide reich und werden nie Gelegenheit finden, ihr Geld so gut anzuwenden. Nun wollen wir unsere Lection gut wiederholen: man führt uns in die Kapelle; man läßt uns unter der Bewachung unseres Kerkermeisters; wir finden

am bezeichneten Orte jeder einen Dolch; ich stoße unserem Führer ein Loch in den Bauch."

„Nein, nicht in den Bauch, Du würdest ihm seine fünfhundert Thaler stehlen; in den Arm."

„Ah, ja, in den Arm; das müßte ihn zu Grunde richten, den guten armen Mann. Man würde bald sehen, daß eine Gefälligkeit von seiner wie von meiner Seite im Spiele gewesen ist. Nein, nein, in die rechte Seite, indem ich den Dolch geschickt an den Rippen hingleiten lasse; das ist ein wahrscheinlicher und unschuldiger Stoß."

„Wohl, es mag seyn. Hernach?"

„Hernach verrammelst Du die große Pforte mit Bänken, während unsere zwei Prinzessinnen hinter dem Altar hervoreilen, wo sie verborgen sind, und Henriette die kleine Thüre öffnet.

„Und dann," sprach La Mole mit einer bebenden Stimme, welche wie Musik durch die Lippen zieht, „und dann erreichen wir den Wald. Ein Kuß, jedem von uns gegeben, macht uns freudig und stark. Siehst Du uns, Annibal, über unsere raschen Pferde herabgeneigt und das Herz sanft bewegt! Oh, es ist etwas Schönes um die Furcht, um die Furcht in freier Luft, wenn man sein gutes Schwert an der Seite hat und seinem Renner Hurrah zuruft, wenn man ihm beide Sporen in den Leib drückt und er bei jedem Hurrah springt und fliegt."

„Ja," sprach Coconnas, „aber die Furcht zwischen vier Mauern, was sagst Du dazu, La Mole?" Ich kann ein Wörtchen davon sprechen, denn ich habe so etwas empfunden, als das bleiche Gesicht von Beaulieu zum ersten Male in meinem Zimmer erschien, hinter ihm im Schatten Partisanen glänzten und ein unheilschwangeres Getöse von an einander gestoßenem Eisen sich hörbar machte. Ich schwöre Dir, ich dachte sogleich an den Herzog von Alençon, und erwartete sein häßliches Gesicht zwischen zwei gemeinen Hellebardier-Köpfen zu sehen. Ich täuschte mich, und das war mein einziger Trost, aber ich verlor nicht Alles, denn als die Nacht eintrat, träumte ich davon."

„Also," sagte La Mole, der seinen eigenen lachenden Gedanken verfolgte, ohne seinen Freund bei den Ausflügen zu begleiten, die der seinige auf dem Gebiete der Phantasie machte, „also haben sie Alles vorhergesehen, sogar den Ort, wohin wir uns zurückziehen sollen. Wir gehen nach Lothringen, mein Freund. Ich wäre in der That lieber nach Navarra gegangen; in Navarra war ich bei ihr; aber Navarra ist zu entfernt, Nancy ist besser. Uebrigens sind wir dort nur fünfzig Stunden von Paris. Weißt Du, daß ich ein Leid mit mir fortnehme, wenn ich von hier mich entferne?"

„Ah, meiner Treue, nein! Ich, was mich betrifft, gestehe, daß ich all' mein Leid hier lasse."

„Wohl, ich bedaure, daß ich unsern würdigen Kerkermeister nicht mitnehmen kann, statt ...."

„Aber er würde nicht wollen," sagte Coconnas, „er verlöre zu viel; fünfhundert Thaler von uns, eine Belohnung von der Regierung, vielleicht ein Vorrücken im Dienste; was dieser Bursche glücklich leben wird, wenn ich ihn getödtet habe ... Aber was hast Du denn?"

„Nichts? ein Gedanke geht mir durch den Kopf."

„Er scheint nicht sehr lustig zu seyn, denn Du wirst furchtbar blaß."

„Ich frage mich, warum man uns nach der Kapelle führt."

„Damit wir unsere Ostern halten," versetzte Coconnas; „es ist, wie mir scheint, gerade die Zeit dazu."

„Aber, man führt nur die zum Tode Verurtheilten oder die Gefolterten dahin."

„Oh, oh!" rief Coconnas, ebenfalls leicht erbleichend, „das verdient Aufmerksamkeit. Wir wollen über diesen Punkt den braven Mann befragen, den ich umbringen soll. He, Schließer, Freund!"

„Der Herr ruft mich," sagte der Kerkermeister, der auf den ersten Stufen der Treppe lauerte.

„Ja, kommt doch."

„Hier bin ich."

„Es ist abgemacht, daß wir aus der Kapelle uns flüchten sollen, nicht wahr?"

„Stille," flüsterte der Schließer, ängstlich um sich herschauend.

„Sey ruhig, Niemand hört uns."

„Man wird uns also in die Kapelle führen."

„Allerdings, es ist so der Gebrauch."

„Es ist der Gebrauch? ...."

„Ja nach jedem Todesurtheil ist es gebräuchlich, dem Verurtheilten zu erlauben, daß er die Nacht in der Kapelle zubringt."

Coconnas und La Mole schauten sich schauernd an.

„Ihr glaubt also, daß wir zum Tode verurtheilt werden?"

„Allerdings, aber Ihr glaubt es auch wohl."

„Wie, wir auch?" fragte La Mole.

„Gewiß, wenn Ihr es nicht glauben würdet, so hättet Ihr nicht Alles zu Eurer Flucht vorbereitet."

„Weißt Du, daß das, was er da sagt, sehr vernünftig ist." sprach Coconnas zu La Mole.

„Ja, ich weiß jetzt auch, daß wir, so wie es mir scheint, ein großes Spiel spielen."

„Und ich auch!" sagte der Kerkermeister. „Glaubt Ihr, daß ich nichts wage? .... Wenn sich der Herr in einem Augenblicke der Aufregung in der Richtung täuschen würde..."

„Mordi! ich wollte, ich wäre an Deiner Stelle," sprach Coconnas langsam, „und ich hätte es mit keinen andern Händen, als mit diesen, und mit keinem andern Eisen, als mit demjenigen zu thun, welches Dich berühren wird."

„Zum Tode verurtheilt," murmelte La Mole, „es ist unmöglich!"

„Unmöglich?" versetzte naiv der Kerkermeister, „und warum?"

„Stille," sagte Coconnas, „ich glaube, man öffnet die Thüre unten."

„In der That," sprach lebhaft der Kerkermeister, „geht hinein, geht hinein!"

„Und wann glaubt Ihr, daß das Urtheil gefällt werden wird?' fragte La Mole.

„Spätestens morgen. Aber seyd unbesorgt, die Personen, welche davon in Kenntniß gesetzt werden sollen, erhalten Nachricht."

„Dann wollen wir uns umarmen und von diesen Mauern Abschied nehmen."

Die zwei Freunde warfen sich einander in die Arme, und jeder kehrte in sein Zimmer zurück, La Mole seufzend, Coconnas trällernd.

Es fiel nichts Neues bis sieben Uhr Abends vor. Die Nacht senkte sich düster und regnerisch auf den Thurm von Vincennes herab, .. eine wahre Entweichungsnacht. Man brachte das Abendbrod für Coconnas, welcher mit seinem gewöhnlichen Appetit speiste, während er an das Vergnügen dachte, das er hätte, wenn er durch diesen die Mauern peitschenden Regen eingenäßt würde. Und bereits schickte er sich an, bei dem dumpfen, eintönigen Gemurmel des Windes zu entschlummern, als es ihm vorkam, wie wenn der Wind, den er zuweilen mit einem schwermüthigen Gefühle hörte, das er, ehe er im Kerker war, nie erfahren hatte, seltsamer als gewöhnlich unter allen diesen Pforten pfiffe und der Ofen wüthender als gewöhnlich lärmte. Dieses Phänomen fand jedesmal statt, wenn man einen von den Kerkern des obern Stockwerkes öffnete, und besonders den gegenüber. An diesem Geräusch erkannte Annibal immer, der Kerkermeister werde kommen, insofern dasselbe andeutete, daß er aus dem Zimmer von La Mole trat.

Diesmal aber streckte Coconnas vergeblich den Hals aus, spitzte er vergeblich das Ohr.

Die Zeit verlief, Niemand kam.

„Das ist seltsam," sprach Coconnas, „man hat bei La Mole geöffnet, und öffnet nicht bei mir. Sollte La

Mole gerufen worden seyn? . . . ist er krank? was soll das bedeuten?"

Alles ist Verdacht und Unruhe für einen Gefangenen, wie auch Alles Hoffnung und Freude für ihn ist.

Es verging eine halbe Stunde, dann eine Stunde, und endlich waren anderthalb Stunden vorüber.

Coconnas fing an aus Aerger einzuschlafen, als das Geräusch des Schlosses ihn auffahren machte.

„Oh! oh!" sagte er, „ist es schon die Stunde zum Abgang und führt man uns in die Kapelle, ohne daß wir verurtheilt sind? Mordi! das wäre ein Vergnügen, in einer solchen Nacht zu fliehen, denn es ist schwarz, wie in einem Kamin: wenn nur die Pferde nicht blind sind."

Er wollte eine lustige Frage an den Schließer richten, als er sah, daß dieser seinen Finger auf die Lippen legte und dabei seine großen Augen sehr beredt im Kopfe herum wälzte.

Man hörte in der That hinter dem Kerkermeister ein Geräusch und erblickte Schatten.

Plötzlich unterschied er mitten in der Finsterniß zwei Bickelhauben, auf welche von der rauchigen Kerze Lichtstreifen geworfen wurden.

„Oho!" fragte er mit leiser Stimme, „was bedeutet diese traurige Erscheinung? Wohin gehen wir denn?"

Der Kerkermeister antwortete nur mit einem Tone der große Aehnlichkeit mit einem Seufzer hatte.

„Mordi!" murmelte Coconnas, „was für ein niederträchtiges Daseyn! stets Extreme, nie fester Grund. Man zappelt entweder in hundert Fuß tiefem Wasser, oder man schwebt über den Wolken; nie eine Mitte! Sprecht, wohin gehen wir?"

„Folgt den Hellebardieren, mein Herr," sagte eine schnarrende Stimme, woran Coconnas erkannte, daß die Soldaten, die er im Halbdunkel erblickte, von einem Gerichtsdiener begleitet wurden.

„Und Herr de La Mole?" fragte der Piemontese, „wo ist er? was wird aus ihm?"

„Folgt den Hellebardieren," wiederholte dieselbe schnarrende Stimme, mit demselben Tone.

Man mußte gehorchen. Coconnas verließ sein Zimmer und gewahrte den schwarzen Mann, dessen Stimme ihn so unangenehm berührt hatte. Es war ein kleiner buckeliger Schreiber, der ohne Zweifel die Robe gewählt hatte, damit man nicht bemerkte, daß er zugleich krummbeinig war.

Er stieg langsam die Wendeltreppe hinab. Im ersten Stocke hielten die Wachen an.

„Das ist viel hinabgestiegen," murmelte Coconnas, „aber noch nicht genug."

Die Thüre öffnete sich. Coconnas hatte den Blick eines Luchses und den Geruch eines Leithundes. Er roch die Richter und sah im Schatten die Silhouette eines Mannes mit entblößten Armen, der ihm den Schweiß auf die Stirne trieb. Nichtsdestoweniger nahm er die lächelndste Miene an, neigte den Kopf auf die linke Seite, wie dieß nach dem Coder des vornehmen Wesens in jener Zeit üblich war, und trat, die Faust auf der Hüfte, in den Saal.

Man hob einen Vorhang auf und Coconnas erblickte wirklich Richter und Schreiber.

Einige Schritte von diesen Richtern und Schreibern saß La Mole auf einer Bank.

Coconnas wurde vor das Tribunal geführt. Vor den Richtern angelangt, blieb er stehen, grüßte La Mole mit einem Zeichen des Kopfes und mit einem Lächeln und wartete sodann.

„Wie heißt Ihr, mein Herr?" fragte ihn der Präsident.

„Marcus Annibal von Coconnas," antwortete der Edelmann mit vollkommener Grazie, „Graf von Montpantier, Chenaux und andern Orten; aber ich denke, man kennt unsere Eigenschaften."

„Wo seyd Ihr geboren?"

„In Saint-Colomban, in der Nähe von Susa."

„Wie alt seyd Ihr?"

„Sieben und zwanzig Jahre und drei Monate."

„Gut," sagte der Präsident.

„Es scheint, das macht ihm Vergnügen," murmelte Coconnas.

„Nun sprecht," fuhr der Präsident nach einem Augenblick des Stillschweigens fort, der dem Schreiber Zeit ließ, die Antworten des Angeklagten aufzuzeichnen, „was war Euer Zweck, als Ihr das Haus des Herrn von Alençon verließet?"

„Mich mit meinem Freunde, Herrn de la Mole, den Ihr hier seht, zu verbinden, und der, als ich es verließ, dasselbe bereits seit einigen Tagen verlassen hatte."

„Was thatet Ihr auf der Jagd, bei der Ihr verhaftet worden seyd?"

„Ich jagte," antwortete Coconnas.

„Der König war auch bei dieser Jagd und fühlte die ersten Anfälle von dem Uebel, an welchem er bis diesen Augenblick leidet."

„Was das betrifft, so war ich nicht in der Nähe des Königs, und kann nichts darüber sagen. Ich wußte sogar nicht einmal, daß er von einem Uebel befallen worden ist."

Die Richter schauten sich mit einem ungläubigen Lächeln an.

„Ah! Ihr wußtet es nicht?" sagte der Präsident.

„Ja, mein Herr, und es thut mir leid. Obgleich der König der Franzosen nicht mein König ist, so habe ich doch viel Sympathie für ihn."

„Wirklich?"

„Bei meinem Ehrenwort! Es ist nicht wie bei seinem Bruder, dem Herzog von Alençon. Dieser, das muß ich gestehen." . . . .

„Es handelt sich hier nicht um den Herzog von Alençon, sondern um Seine Majestät."

„Wohl, ich habe Euch gesagt, ich wäre des Königs unterthänigster Diener," antwortete Coconnas, sich mit einer bewundernswürdigen Indolenz auf seinen Hüften wiegend.

„Wenn Ihr wirklich sein Diener seyd, wie Ihr behauptet, wollt Ihr uns sagen, was Ihr von einer gewissen magischen Statue wißt?"

„Ah! gut, wir kommen auf die Geschichte von der Statue zurück, wie es scheint."

„Ja, mein Herr, mißfällt Euch das?"

„Nein, keineswegs, das ist mir lieber. Vorwärts."

„Warum befand sich diese Statue bei Herrn de La Mole?"

„Bei Herrn de La Mole, diese Statue? Bei René, wollt Ihr sagen."

„Ihr erkennt also, daß sie vorhanden ist?"

„Verdammt! wenn man sie mir zeigt."

„Hier ist sie. Ist es die, welche Ihr kennt?"

„Allerdings."

„Schreiber," sprach der Präsident, „notirt, der Angeklagte gebe zu, daß er die Statue bei Herrn de La Mole gesehen habe."

„Nein, nein," rief Coconnas, „verwirren wir uns nicht: bei René gesehen habe."

„Bei René, es sey. An welchem Tage?"

„An dem einzigen Tage, an welchem wir, Herr de La Mole und ich, dort gewesen sind."

„Ihr gesteht also, daß Ihr mit Herrn de La Mole bei René gewesen seyd?"

„Habe ich je dergleichen verhehlt?"

„Schreiber, notirt, der Angeklagte gestehe zu, er sey bei René gewesen, um Beschwörungen zu machen."

„Holla! he! nur sachte, nur sachte, Herr Präsident. Mäßigt Eueren Enthusiasmus, Herr Präsident, ich habe nicht ein Wort hievon gesagt."

„Ihr leugnet, daß Ihr bei René gewesen seyd, um Beschwörungen zu machen?“

„Ich leugne es. Die Beschwörung hat sich zufällig und ohne Vorbedacht gemacht.“

„Aber sie hat doch stattgefunden?“

„Ich kann nicht in Abrede ziehen, daß etwas vorgefallen ist, was einem Zauber gleicht.“

„Schreiber, notirt, der Angeklagte gestehe zu, es sey bei René ein Zauber gegen das Leben des Königs bereitet worden.“

„Wie! gegen das Leben des Königs! Das ist eine schändliche Lüge! Es ist nie ein Zauber gegen das Leben des Königs bereitet worden.“

„Ihr seht es, meine Herren,“ sprach La Mole.

„Stille!“ rief der Präsident; dann sich gegen den Schreiber umwendend, fuhr er fort: „Gegen das Leben des Königs, habt Ihr das?“

„Nein, nein,“ sagte Coconnas, „die Statue ist überdies auch gar keine Statue eines Mannes, sondern die einer Frau.“

„Nun, meine Herren, was sagte ich Euch?“ versetzte La Mole.

„Herr de La Mole,“ sprach der Präsident, „antwortet, wenn wir Euch fragen, aber unterbrecht nicht das Verhör von Andern.... Also Ihr sagt, es sey eine Frau?“

„Allerdings, sage ich es.“

„Warum hat sie dann eine Krone und einen Königsmantel?“

„Bei Gott!“ sprach Coconnas, das ist ganz einfach; es war....“

La Mole stand auf und legte einen Finger auf seinen Mund.

„Das ist richtig,“ sagte Coconnas. „Was wollte ich doch erzählen,... als ob das die Herren anginge!“

„Ihr beharrt auf Eurer Behauptung, diese Statue sey eine Frauenstatue?“

„Ja, gewiß, ich beharre darauf.“

„Und Ihr weigert Euch, zu sagen, wer diese Frau ist?“

„Eine Frau meines Landes, die ich liebte und von der ich geliebt zu werden wünschte,“ sprach La Mole.

„Man fragt nicht Euch, Herr de La Mole!“ rief der Präsident; „schweigt doch, oder man wird Euch knebeln.“

„Knebeln?“ sprach Coconnas, „was sagt Ihr da, Mann mit dem schwarzen Rocke? Man wird meinen Freund, einen Edelmann, knebeln? Geht doch!“

„Laßt René eintreten,“ rief der Staatsprocurator Laguesle.

„Ja, laßt René eintreten,“ versetzte Coconnas, „thut das. Wir wollen doch sehen, wer Recht hat, Ihr Drei, oder wir Zwei?“

René trat ein, bleich, gealtert, beinahe unkenntlich für die zwei Freunde, viel mehr gebeugt unter der Last des Verbrechens, das er begehen wollte, als durch die Verbrechen, welche er begangen hatte.

„Meister René,“ sprach der Richter, „erkennt Ihr die hier gegenwärtigen Angeklagten?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete René mit einer Stimme, welche seine Aufregung verrieth.

„Wo habt Ihr sie gesehen?“

„An verschiedenen Orten, und besonders bei mir.“

„Wie oft sind sie bei Euch gewesen?“

„Ein einziges Mal.“

Während René sprach, erheiterten sich die Züge von Coconnas immer mehr. Das Gesicht von La Mole dagegen blieb ernst, als ob er eine Ahnung gehabt hätte.

„Und bei welcher Gelegenheit sind sie bei Euch gewesen.“

René schien einen Augenblick zu zögern.

„Um eine Wachsfigur bei mir zu bestellen,“ sagte er.

„Verzeiht, verzeiht, Meister René,“ sprach Coconnas, „Ihr begeht einen Irrthum.“

„Stille,“ rief der Präsident; dann sich gegen René umwendend: „Ist diese Figurine die eines Mannes oder die einer Frau?“

„Eines Mannes,“ antwortete René.

Coconnas sprang auf, als ob er einen elektrischen Schlag bekommen hätte.

„Eines Mannes!“ sagte er.

„Eines Mannes,“ wiederholte René, aber mit so schwacher Stimme, daß ihn der Präsident kaum hörte.

„Und warum hat diese männliche Statue einen Königsmantel auf den Schultern und eine Krone auf dem Haupte?“

„Weil diese Statue einen König darstellt,“ antwortete René.

„Heilloser Lügner!“ rief Coconnas außer sich.

„Schweig, Coconnas, schweig,“ unterbrach ihn La Mole, „laß diesen Menschen reden. Jedem steht es zu, seine Seele zu verderben.“

„Aber, Mordi! nicht den Leib der Andern.“

„Und was bedeutete die stählerne Nadel, welche die Statue mit dem Buchstaben M, auf ein Fähnchen geschrieben, im Herz hatte?“

„Die Nadel stellte das Schwert oder den Dolch dar, der Buchstabe M bedeutet Mors.“

Coconnas machte eine Bewegung, um René zu erdrosseln. Vier Wachen hielten ihn zurück.

„Es ist gut,“ sagte der Procurator Laguesle, „das Gericht ist hinlänglich unterrichtet. Führt die Gefangenen in die Wartekammer zurück.“

„Es ist unmöglich, sich solcher Dinge beschuldigen zu hören, ohne Einsprache zu thun!“ rief Coconnas.

„Thut Einsprache, mein Herr, man hindert Euch nicht daran. Wachen, Ihr habt gehört.“

Die Wachen bemächtigten sich der zwei Angeklagten und führten sie hinaus, La Mole durch eine Thüre, Coconnas durch die andere.

Dann machte der Procurator dem Menschen ein Zeichen, den Coconnas in der Dunkelheit gesehen hatte, und sagte zu ihm:

„Entfernt Euch nicht, Meister, Ihr habt diese Nacht zu thun."

„Bei welchem soll ich anfangen?" fragte der Mensch, ehrfurchtsvoll seine Mütze in die Hand nehmend.

„Bei diesem," erwiederte der Präsident, auf La Mole deutend, den man nur noch wie einen Schatten zwischen den Wachen erblickte. Dann näherte er sich René, welcher zitternd stehen geblieben war, in der Erwartung man würde ihn in das Chatelet zurückführen wo er seinen Kerker hatte, und sprach:

„Gut, mein Herr, seyd unbesorgt, der König und die Königin sollen erfahren, daß sie Euch die Kenntniß der Wahrheit zu danken haben."

Aber statt René Kraft zu verleihen, schien ihn dieses vollends niederzuschmettern, und er antwortete nur mit einem tiefen Seufzer.

X.

Der spanische Bock.

Erst als man ihn in seinen neuen Kerker zurückgeführt und die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, fing Coconnas, sich selbst überlassen und nicht mehr aufrecht gehalten durch den Kampf mit den Richtern und durch seinen Zorn gegen René, die Reihe seiner traurigen Betrachtungen an.

„Es scheint mir," sagte er zu sich selbst, „die Sache nimmt eine äußerst schlimme Wendung, und es wäre Zeit, ein wenig in die Kapelle zu gehen. Ich mißtraue den Todesurtheilen, denn unstreitig beschäftigt man sich damit, uns zu dieser Stunde zum Tode zu

verurtheilen. Ich mißtraue besonders solchen Sentenzen, welche bei den verschlossenen Thüren einer Festung vor so häßlichen Gesichtern gefällt werden, wie alle diejenigen waren, welche mich umgaben. Man will uns im Ernste den Kopf abschlagen.... hm, hm! ich komme auf das zurück, was ich so eben sagte; es wäre Zeit, in die Kapelle zu gehen."

Auf diese mit halber Stimme ausgesprochenen Worte folgte ein Stillschweigen und dieses Stillschweigen wurde durch einen dumpfen, erstickten Schrei unterbrochen, der nichts Menschliches hatte. Der Schrei schien die dicke Mauer zu durchdringen und auf dem Eisen der Gitterstangen zu vibriren.

Coconnas bebte unwillkührlich, und dieser Mann war doch so brav, daß bei ihm der Muth dem Instinkte der wilden Thiere glich. Coconnas blieb unbeweglich an der Stelle, wo er die Klage gehört hatte. Er zweifelte, daß eine solche Klage von einem menschlichen Wesen ausgesprochen werden könnte, und hielt sie für das Seufzen des Windes in den Bäumen oder für eines von den tausend Getösen der Nacht, welche aus den zwei unbekannten Welten, zwischen denen unsere Welt sich dreht, herabzukommen oder zu diesen hinaufzusteigen scheinen; da gelangte eine zweite Klage noch schmerzlicher, noch tiefer zu Coconnas, und dießmal erkannte er nicht nur ganz bestimmt den Ausdruck des Schmerzes in der menschlichen Stimme, sondern er glaubte auch in dieser Stimme die von La Mole zu erkennen.

Bei diesem Tone vergaß der Piemontese, daß er durch zwei Thüren, durch drei Gitter und durch eine zwölf Fuß dicke Mauer zurückgehalten wurde. Er warf sich mit seinem ganzen Gewichte gegen die Mauer, als wollte er sie niederwerfen und dem Opfer zu Hülfe eilen, und rief:

„Man ermordet also Jemand hier!"

Aber er traf auf seinem Wege die Wand, an die er

nicht gedacht hatte, und fiel, gequetscht von dem Stoße, auf eine steinerne Bank zurück.

Das war Alles.

„Oh! sie haben ihn umgebracht," murmelte er, „das ist abscheulich, aber hier kann man ihn nicht vertheidigen.... nichts, keine Waffen!"

Er streckte die Hände um sich her aus.

„Ah! dieser eiserne Ring," rief er, „ich reiße ihn aus und wehe dem, der sich mir naht."

Coconnas stand auf, ergriff den eisernen Ring und erschütterte ihn mit einem ersten Risse so gewaltig, daß er offenbar bei dem zweiten los geworden wäre.

Aber plötzlich öffnete sich die Thüre, und das Licht von zwei Fackeln überströmte den Kerker.

„Kommt, mein Herr," sagte dieselbe schnarrende Stimme, die ihm bereits so unangenehm gewesen war, und als sie sich drei Stockwerke weiter unten hören ließ, den ihr mangelnden Reiz nicht erhalten zu haben schien; „kommt, mein Herr, der Gerichtshof erwartet Euch."

„Gut," sagte Coconnas und ließ seinen Ring los, „ich werde meinen Spruch hören, nicht wahr?"

„Ja, mein Herr."

„Oh, ich athme, gehen wir."

Und er folgte dem Gerichtsdiener, der mit seinem abgemessenen Schritte, seinen schwarzen Stab in der Hand haltend, ihm voranschritt.

Trotz der Zufriedenheit, die er bei einer ersten Bewegung ausgedrückt hatte, warf Coconnas doch auf seinem Marsche einen unruhigen Blick rechts, links, voran, zurück.

„Oh!" murmelte er, „ich erblicke meinen würdigen Kerkermeister nicht. Ich gestehe, seine Anwesenheit fehlt mir."

Man trat in den Saal, den die Richter so eben verlassen hatten und wo nur allein ein Mann stand, in welchem Coconnas den Staatsprocurator erkannte, der

wiederholt im Laufe des Verhöres und stets mit großer Erbitterung das Wort geführt hatte.

Es war in der That derjenige, welchem Catharina bald schriftlich, bald mündlich den Prozeß besonders empfohlen hatte.

Ein aufgehobener Vorhang ließ den Hintergrund des Saales erschauen. Dieser Saal aber, dessen Tiefen sich in der Dunkelheit verloren, bot in seinen erleuchteten Theilen einen so furchtbaren Anblick, daß Coconnas fühlte, wie seine Beine unter ihm brachen, und: „Oh, mein Gott!" ausrief.

Nicht ohne Ursache hatte Coconnas diesen Schrei des Schreckens ausgestoßen.

Das Schauspiel war in der That gräßlich. Während des Verhörs durch den Vorhang verborgen, der nun aufgehoben war, erschien der Saal wie der Vorhof der Hölle.

In der ersten Abtheilung sah man eine Folterbank, versehen mit Stricken, mit Kloben und anderen Marterwerkzeugen; etwas entfernter erblickte man ein flammendes Kohlenfeuer, das seinen röthlichen Schimmer auf alle Gegenstände warf, die dasselbe umgaben, und die Silhouette von denjenigen, welche sich zwischen Coconnas und dem Feuer befanden, noch mehr verdüsterte. An einer von den Säulen, welche das Gewölbe trugen, stand unbeweglich wie eine Statue ein Mann mit einem Stricke in der Hand. Man hätte glauben sollen, er wäre von demselben Steine, wie die Säule, an der er klebte. An den Wänden, über den steinernen Bänken zwischen eisernen Ringen, hingen Ketten und glänzten Klingen.

„Oh!" murmelte Coconnas, „das ist der Foltersaal, der völlig bereit gehalten nur noch auf den Patienten zu warten scheint! Was soll das bedeuten?"

„Auf die Kniee, Marcus Annibal Coconnas!" sprach eine Stimme, bei der der Edelmann seinen Kopf

emporrichtete, „auf die Kniee, um das Urtheil zu hören, das gegen Euch gesprochen worden ist.“

Es war eine von den Aufforderungen, gegen welche die ganze Person von Annibal sich instinktartig sträubte.

Als er aber gerade im Begriffe war, sich dagegen zu erheben, drückten zwei Männer auf eine so unerwartete und besonders so gewichtige Weise auf seine Schultern, daß er mit beiden Knieen auf den Boden fiel.

Die Stimme fuhr fort:

„Urtheil, gesprochen von dem im Thurme von Vincennes versammelten Gerichtshofe gegen Marcus Annibal von Coconnas, beschuldigt und überwiesen des Verbrechens des Hochverrathes, eines Vergiftungsversuches, der Zauberei und der Magie gegen die Person des Königs, des Verbrechens der Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates, sowie dessen, daß er durch seine schändlichen Rathschläge einen Prinzen von Geblüt zur Rebellion verleitete.“

Bei jeder dieser Anschuldigungen schüttelte Coconnas den Kopf und schlug den Takt, wie es ungelehrige Schüler thun.

Der Richter fuhr fort:

„In Folge hievon soll der genannte Marcus Annibal von Coconnas von dem Gefängniß nach dem Platze, genannt Saint-Jean-en-Grève zum Behuf der Enthauptung geführt werden. Seine Güter aber sollen confiscirt, die

Bäume seiner Waldungen in einer Höhe von sechs Fuß abgehauen, seine Schlösser geschleift, und es soll ein Pfahl mit einer kupfernen Platte aufgestellt werden, worauf das Verbrechen und die Strafe zu constatiren sind."

„Was meinen Kopf betrifft," sagte Coconnas, „so glaube ich wohl, daß man ihn abschlagen wird, denn er ist in Frankreich und sehr bloßgestellt. Was aber meine hochstämmigen Waldungen und meine Schlösser betrifft, so zweifle ich, ob alle Sägen und alle Hacken des sehr christlichen Königreichs das geringste Loch daran machen werden."

„Stille!" rief der Richter, und er fuhr fort:

„Ueberdies soll der genannte Coconnas ...."

„Wie? unterbrach ihn Coconnas, „es soll mir noch etwas nach der Enthauptung geschehen? Oh! das scheint mir sehr streng."

„Nein, mein Herr," sagte der Richter, „vor derselben."

Und er fuhr fort:

„Ueberdies soll der genannte Coconnas vor der Vollziehung des Urtheils der außerordentlichen peinlichen Frage der zehn Keile unterworfen werden."

Coconnas sprang auf und schmetterte den Richter gleichsam mit einem funkelnden Blicke nieder.

„Und warum dies?" rief er, denn er fand keine andere Worte, als diese Naivetät, um die Menge von Gedanken auszudrücken, welche in seinem Geiste auftauchten.

Diese Folter war in der That für Coconnas der völlige Umsturz aller seiner Hoffnungen. Er sollte in die Kapelle erst nach der Folter geführt werden, und an dieser starb man häufig; man starb um so leichter daran, je mehr man muthig und stark war; denn man betrachtete es dann als eine Feigheit, zu gestehen, und so lange man nicht gestand, wurde die Folter fortgesetzt, und nicht nur fortgesetzt, sondern verdoppelt.

Der Richter überhob sich jeder Erwiederung gegen Coconnas, da die Folge des Spruches für ihn antwortete.

Er fuhr nun fort:

„Um ihn zu nöthigen, seine Genossen, Complotte und Machinationen im Einzelnen zu gestehen."

„Mordi!" rief Coconnas, „das nenne ich eine Schändlichkeit; das nenne ich mehr als eine Schändlichkeit, ich nenne es eine Feigheit."

Gewöhnt an die Zornausbrüche der Opfer, welche das Leiden beschwichtigt, indem es dieselben in Thränen verwandelt, machte der unempfindliche Richter nur eine einzige Gebehrde.

Bei den Füßen und bei den Schultern ergriffen, wurde Coconnas umgeworfen, fortgetragen, auf das Folterbett gelegt und gebunden, ehe er nur diejenigen, welche ihm Gewalt anthaten, hatte sehen können.

„Schurken!" brüllte Coconnas und schüttelte der-

gestalt in einem Wuthparoxismus das Bett und die Gestelle, daß die Folterknechte selbst zurückwichen. „Schurken! martert mich, brecht mir die Glieder, reißt mich in Stücke. Ihr werdet nichts erfahren, das schwöre ich Euch. Ah! Ihr glaubt mit Stücken Holz und Eisen bringe man einen Edelmann meines Namens zum Sprechen? Geht, geht, ich trotze Euch“

„Macht Euch bereit, Alles zu notiren,“ sagte der Richter zu dem Schreiber.

„Ja, halte Dich bereit!“ brüllte Coconnas, „und wenn Du Alles schreibst, was ich Euch heillosen Henkersknechten sage, so mußt Du genug zu thun haben. Schreibe, schreibe!“

„Wollt Ihr Offenbarungen machen?“ fragte der Richter mit seinem ruhigen Tone.

„Nichts, kein Jota, geht zum Teufel!“

„Denkt nach während der Vorbereitungen, mein Herr. Vorwärts, Meister, legt dem Herrn die Stiefeln an.“

Bei diesen Worten trennte sich der Mann, der bis jetzt unbeweglich, die Stricke in der Hand, stehen geblieben war, von der Säule und näherte sich mit langsamen Schritten Coconnas, welcher sich umwandte, um ihm eine Grimasse zu schneiden.

Es war Meister Caboche, der Henker des Gerichtsbezirkes von Paris.

Ein schmerzliches Erstaunen malte sich auf den Zügen von Coconnas, der, statt zu schreien und sich zu krümmen, unbeweglich blieb und seine Augen nicht von dem Gesichte dieses vergessenen Freundes, welcher in einem solchen Momente erschien, losmachen konnte.

Caboche schob ihm, ohne daß eine Muskel seines Gesichts sich bewegte, ohne daß es schien, als hätte er Coconnas je anderswo als auf der Folterbank gesehen, zwei Bretter zwischen die Beine, legte zwei andere Bretter außen an die Beine und umband das Ganze mit dem Stricke, den er in der Hand hielt.

Dies war der Apparat, den man die spanischen Stiefeln nannte.

Bei der gewöhnlichen peinlichen Frage zwängte man sechs Keile zwischen die zwei Bretter, welche, sich ausdehnend, das Fleisch zerquetschten.

Bei der außerordentlichen Frage schlug man zehn Keile ein, und dann zerquetschten die Bretter nicht nur das Fleisch, sondern machten auch die Knochen krachen.

Als die vorbereitende Operation vorüber war, senkte Meister Caboche die Spitze des Keils zwischen die zwei Bretter. Dann schaute er, seinen Klöpfel in der Hand, auf einem Knie liegend, den Richter an.

„Wollt Ihr sprechen?“ fragte dieser.

„Nein,“ antwortete Coconnas, obgleich er fühlte, wie der Schweiß auf seiner Stirne perlte und seine Haare sich auf seinem Kopfe sträubten.

„Dann vorwärts,“ sprach der Richter, „den ersten Keil.“

Meister Caboche hob seinen mit einem schweren Klöpfel bewaffneten Arm und führte einen gewaltigen Schlag auf den Keil, der einen matten Ton von sich gab.

Die Folterbank zitterte.

Coconnas entschlüpfte keine Klage bei diesem ersten Keile, der gewöhnlich die Entschlossensten seufzen machte.

Mehr noch: der einzige Ausdruck, der auf seinem Gesichte hervortrat, war der eines unsäglichen Erstaunens. Er schaute mit unverwandten Augen Caboche an, welcher, den Arm emporgehoben, halb gegen den Richter zurückgewendet, sich zu einer Verdoppelung anschickte.

„Was war Eure Absicht, als Ihr Euch im Walde verbarget?“ fragte der Richter.

„Uns in den Schatten zu setzen,“ antwortete Coconnas.

„Vorwärts!“ sagte der Richter.

Caboche führte einen zweiten Schlag, welcher wie der erste scholl.

Aber Coconnas zuckte nicht mehr als bei dem ersten, und sein Auge schaute fortwährend den Henker mit demselben Ausdrucke an.

Der Richter runzelte die Stirne und murmelte:

„Das ist ein harter Christ; ist der Keil bis an das Ende eingedrungen, Meister?“

Caboche bückte sich, als wollte er es untersuchen. Während er sich aber bückte, sagte er ganz leise zu Coconnas:

„Schreit doch, Unglücklicher!“

Dann sich wieder erhebend, sprach der Henker:

„Bis an das Ende, Herr.“

„Den zweiten Keil eingeschlagen,“ versetzte kalt der Richter.

Die drei Worte von Caboche erklärten Coconnas Alles. Der würdige Henker hatte seinem Freunde den größten Dienst geleistet, den ein Henker einem Edelmann leisten kann.

Er ersparte ihm mehr als den Schmerz, er ersparte ihm die Schmach der Geständnisse, indem er ihm zwischen die Beine elastische lederne Keile eintrieb, deren oberer Theil nur mit Holz beschlagen war, statt ihm eichene Keile einzutreiben. Dabei ließ er ihm überdies seine Kraft, um dem Schaffot zu trotzen.

„O! braver, braver Caboche,“ murmelte Coconnas, „sey ruhig, ich werde schreien, da Du es mir befiehlst, und wenn Du nicht mit mir zufrieden bist, mußt Du sehr schwieriger Natur seyn.“

Während dieser Zeit hatte Caboche das Ende eines Keils, welcher viel dicker war, als der erste, zwischen die Bretter geschoben.

„Vorwärts,“ sagte der Richter.

Bei diesem Worte schlug Caboche, als wäre es seine Aufgabe gewesen, mit einem Streiche den Thurm von Vincennes zu zertrümmen.

„Ah! ah! hu! hu!“ schrie Coconnas aus wechseln-

den Tonarten. „Tausend Donner! Ihr zerbrecht mir die Knochen, nehmt Euch doch in Acht!“

„Ah!“ sprach der Richter lächelnd, „der zweite thut seine Wirkung; es wunderte mich auch.“

Coconnas schnaufte, wie der Blasebalg eines Schmiedes.

„Was thatet Ihr also in dem Walde?“ wiederholte der Richter.

„Ei, Mordi! ich habe es Euch bereits gesagt, ich genoß die frische Luft.“

„Vorwärts,“ sprach der Richter.

„Gesteht,“ flüsterte Caboche dem Gefolterten in das Ohr.

„Was?“

„Alles, was Ihr wollt; aber gesteht irgend etwas.“

Und er führte den zweiten Schlag, der an Stärke dem ersten nichts nachgab.

Coconnas schrie, daß er glaubte, er würde sich selbst ersticken.

„Oh! la la!“ sagte er sodann, „was wünscht Ihr zu wissen, mein Herr? Auf wessen Befehl ich im Walde war?“

„Ja, mein Herr.“

„Ich war dort auf Befehl des Herrn von Alençon.“

„Schreibt,“ sagte der Richter.

„Habe ich ein Verbrechen begangen, indem ich dem König von Navarra eine Falle stellte, so war ich dabei nur ein Werkzeug und gehorchte meinem Herrn.“

Der Schreiber schickte sich an, seine Worte aufzuzeichnen.

„Ah! Du hast mich angezeigt, Bleichgesicht,“ murmelte der Leidende, „warte, warte!“

Und er erzählte die Besuche von Franz bei dem König von Navarra, die Zusammenkünfte von Herrn von Mouy mit Herrn von Alençon, die Geschichte von dem rothen Mantel, wobei er aus Erinnerung von Zeit zu Zeit laut schrie und sich neue Hammerschläge versetzen

ließ. Endlich gab er so genaue, so wahrhaftige, so unbestreitbare und schreckliche Aussagen gegen den Herzog von Alençon; er wußte sich so gut den Anschein zu verleihen, als ließe er sich dieselben nur durch die Heftigkeit seiner Schmerzen entreißen; er machte Grimassen, brüllte und beklagte sich auf eine so natürliche Weise, daß der Richter selbst am Ende einen Schrecken darüber bekam, daß er einen Sohn von Frankreich so gewaltig compromittirende Umstände einzutragen haben sollte.

„Schön," sagte Caboche zu sich selbst, „das ist ein Herr, dem man die Dinge nicht zweimal sagen muß. Mein Jesus! wie wäre es gewesen, hätte ich hölzerne Keile statt lederner genommen."

Man begnadigte auch Coconnas mit dem letzten Keile der außerordentlichen Folter. Aber ohne diesen zu zählen, hatte er es mit neun andern zu thun gehabt, was hingereicht hätte, seine Beine zu Brei zu zermalmen.

Der Richter machte bei Coconnas die Gnade geltend, die er ihm in Betracht seiner Geständnisse bewilligte, und entfernte sich.

Der Leidende blieb allein mit Caboche.

„Nun," sagte dieser, „wie geht es, mein edler Herr?"

„Ah, mein Freund, mein braver Freund, mein lieber Caboche," erwiederte Coconnas, „sey überzeugt, daß ich mein ganzes Leben dankbar für das seyn werde, was Du für mich gethan hast."

„Pest! Ihr habt Recht, denn wenn man wüßte, was ich für Euch gethan habe, so würde ich Euern Platz auf der Folterbank einnehmen, und man dürfte mich nicht schonen, wie ich Euch geschont habe."

„Aber wie bist Du auf den geistreichen Gedanken gekommen?"

„Seht," sagte Caboche, während er die Beine von Coconnas in blutige Linnen wickelte: „ich wußte, daß Ihr verhaftet waret, ich wußte, daß man Euch den Proceß machte, ich wußte, daß die Königin Catharina

Euern Tod wollte; ich errieth, daß man Euch der peinlichen Frage überantworten würde, und nahm hienach meine Vorsichtsmaßregeln."

„Auf Gefahr, was daraus entstehen dürfte?"

„Mein Herr," sagte Caboche, „Ihr seyd der einzige Edelmann, der mir die Hand gegeben hat, und man hat Gedächtniß und Herz, obgleich man Henker ist, und gerade vielleicht weil man Henker ist. Ihr werdet morgen sehen, wie ich mein Geschäft gut verrichte."

„Morgen?" sagte Coconnas.

„Allerdings, morgen."

„Was für ein Geschäft?"

Caboche schaute Coconnas verwundert an.

„Wie, was für ein Geschäft? Habt Ihr denn den Urtheilsspruch vergessen?"

„Ah, ja, der Spruch, ich hatte ihn vergessen."

Coconnas hatte ihn nicht vergessen, aber er dachte nicht mehr daran.

Er dachte an die Kapelle, an das unter dem heiligen Tuche verborgene Messer, an Henriette und an die Königin, an die Thüre der Sacristei und an die am Saume des Waldes wartenden Pferde; hieran dachte er, ... an die Freiheit, an den Ritt in frischer Luft, an die Sicherheit jenseits der Gränze von Frankreich.

„Nun handelt es sich darum, Euch geschickt von der Folterbank auf die Tragbahre zu bringen," sagte Caboche. „Vergeßt nicht, daß Ihr für Jedermann, sogar für meine Knechte, gebrochene Beine habt, und daß Ihr bei jeder Bewegung einen Schrei ausstoßen müßt."

„Aje!" rief Coconnas, als er die zwei Knechte mit der Tragbahre auf sich zukommen sah.

„Auf, auf, ein wenig Muth!" sprach Caboche, „wenn Ihr jetzt schon schreit, was werdet Ihr hernach erst thun?"

„Mein lieber Caboche," erwiederte Coconnas, „ich bitte Euch, laßt mich nicht durch Eure schätzenswerthen

Gehülfen berühren. Sie haben vielleicht keine so leichte Hand, wie Ihr."

„Stellt die Tragbahre neben die Folterbank," sprach Caboche.

Die zwei Knechte gehorchten.

Meister Caboche nahm Coconnas in seine Arme, wie er es mit einem Kinde gethan hätte, und legte ihn auf die Tragbahre nieder; aber trotz dieser Behutsamkeit stieß Coconnas furchtbare Schreie aus.

Der brave Kerkermeister erschien nun mit einer Laterne.

„In die Kapelle," sagte er.

Und die Träger von Coconnas entfernten sich, nachdem dieser Caboche einen zweiten Händedruck gegeben hatte.

Der erste war dem Piemontesen zu ersprießlich gewesen, als daß er hätte ferner den Schwierigen spielen sollen.

XI.

Die Kapelle.

Das düstere Geleite schritt im tiefsten Stillschweigen über die zwei Zugbrücken des Thurmes und durch den großen Hof des Schlosses, welcher zu der Kapelle führte, aus deren Fenstern ein bleiches Licht fiel, das die grauen Gesichter der Apostel in rothen Röcken beleuchtete.

Coconnas athmete gierig die Nachtluft ein, obgleich diese ganz mit Regen geschwängert war. Er betrachtete die tiefe Dunkelheit und beglückwünschte sich, daß alle Umstände für seine Flucht und die seines Gefährten günstig waren.

Er bedurfte seiner ganzen Willenskraft, seiner ganzen Klugheit, seiner ganzen Selbstbeherrschung, um nicht

von der Tragbahre herabzuspringen, sobald er in der Kapelle angelangt im Chor drei Schritte vom Altar einen Menschen in einem großen weißen Mantel liegen sah. Es war La Mole.

Die zwei Soldaten, welche die Tragbahre begleiteten, waren an der Thüre stehen geblieben.

„Da man uns die letzte Gnade erweist, uns noch einmal mit einander zu vereinigen," sprach Coconnas mit schleppender Stimme, „so tragt mich zu meinem Freunde."

Die Träger hatten keinen Gegenbefehl und machten daher auch keine Schwierigkeit, die Bitte von Coconnas zu erfüllen.

La Mole war düster und bleich. Sein Kopf ruhte an dem Marmor der Mauer; seine schwarzen Haare in reichlichen Schweiß gebadet, der seinem matten Antlitz die Blässe des Elfenbeins verlieh, schienen die Steifheit behalten zu haben, nachdem sie sich auf seinem Haupte gesträubt hatten.

Auf ein Zeichen des Schließers entfernten sich die zwei Knechte, um den Priester zu holen, nach welchem Coconnas verlangte.

Dieß war das verabredete Zeichen. Coconnas folgte ihnen mit ängstlichem Auge. Aber er war nicht der Einzige, der den glühenden Blick auf sie geheftet hatte.

Kaum waren sie verschwunden, als zwei Frauen hinter dem Altar hervorstürzten und in den Chor mit einem Freudenschauer einbrachen, der ihnen vorherging und gleichsam die Luft bewegte, wie ein heißer Hauch dem Sturme vorhergeht.

Margarethe eilte auf La Mole zu und schloß ihn in ihre Arme.

La Mole stieß einen furchtbaren Schrei aus, einen von jenen Schreien, wie sie Coconnas in seinem Gefängnisse gehört hatte.

„Mein Gott! was ist Euch denn, La Mole?" sagte Margarethe, voll Schrecken zurückweichend.

La Mole seufzte und drückte seine Hände vor seine Augen, als wollte er Margarethe nicht sehen.

Margarethe war noch mehr erschrocken über dieses Stillschweigen und über diese Geberde, als über den Schmerzensschrei, den La Male ausgestoßen hatte.

„Oh!" rief sie, „was hast Du denn? Du bist voll Blut."

Coconnas, der nach dem Altar gelaufen war, der den Dolch ergriffen hatte, der Henriette bereits umschlungen hielt, wandte sich um.

„Steh' doch auf," sagte Margarethe, „ich bitte Dich; Du siehst, der Augenblick ist gekommen."

Ein furchtbares Lächeln der Traurigkeit zog über die bleichen Lippen von La Mole, der nicht mehr lächeln zu sollen schien.

„Theure Königin," sprach der junge Mann, „Ihr hattet ohne Catharina und folglich ohne ein Verbrechen gerechnet. Ich habe die Folter ausgestanden und meine Knochen sind gebrochen, mein ganzer Leib ist nur eine Wunde, und die Bewegung, welche ich in diesem Augenblick mache, um meine Lippen auf Eure Stirne zu drücken, verursacht mir Schmerzen, schlimmer als der Tod."

La Mole drückte wirklich, mit großer Anstrengung und völlig erbleichend, seine Lippen auf die Stirne der Königin.

„Die Folter!" rief Coconnas, „ich habe sie auch ausgestanden; aber hat der Henker für Dich nicht gethan, was er für mich gethan hat?"

Coconnas erzählte nun Alles.

„Ah," versetzte La Mole, „das begreift sich. Du hast ihm am Tage unseres Besuches die Hand gegeben; ich aber vergaß, daß alle Menschen Brüder sind, und behandelte ihn mit Verachtung. Gott bestraft mich für meinen Stolz, Gott sey gelobt!"

La Mole faltete die Hände.

Coconnas und die zwei Frauen wechselten einen Blick unsäglichen Schreckens.

„Auf, auf," sagte der Kerkermeister, der bis jetzt an der Thüre gestanden hatte, um zu horchen, und nun zurückgekommen war, „verliert keine Zeit, lieber Herr von Coconnas; meinen Degenstich, und macht mir das als würdiger Edelmann, denn sie werden kommen."

Margarethe war zu La Mole niedergekniet, einer von jenen Marmorfiguren ähnlich, welche über ein Grab bei dem Bildnisse dessen sich beugen, welchen dasselbe enthält.

„Vorwärts, Freund," sagte Coconnes, „Muth gefaßt; ich bin stark, ich trage Dich, ich setze Dich auf Dein Pferd, ich nehme Dich sogar vor mich, wenn Du Dich nicht auf dem Sattel halten kannst, aber laß uns eilig fliehen. Du hörst wohl, was dieser brave Mann sagt: es handelt sich um das Leben."

La Mole machte eine übermenschliche, eine erhabene Anstrengung und sprach:

„Es ist wahr, es handelt sich um Dein Leben."

Und er versuchte aufzustehen.

Annibal nahm ihn unter den Armen und richtete ihn auf. La Mole gab während dieser Zeit nur eine Art von dumpfem Murren von sich. Aber in dem Augenblick, wo Coconnas ihn losließ, um zu dem Kerkermeister zu gehen, und der Leidende nur noch von den Armen der zwei Frauen unterstützt wurde, bogen sich seine Beine, er fiel, trotz der Anstrengung der in Thränen zerfließenden Margarethe, wie eine Masse nieder, und der herzzerreißende Schrei, den er nicht länger zurückzuhalten im Stande war, machte die Kapelle von einem düsteren Echo erschallen, welches lange unter den Gewölben vibrirte.

„Ihr seht," sagte La Mole, mit einem Tone voll Betrübniß, „Ihr seht es, meine Königin, laßt mich also, scheidet von mir mit einem letzten Lebewohl.

Ich habe nicht gesprochen, Margarethe, Euer Geheimniß ist in meine Liebe gehüllt geblieben und wird mit mir sterben. Gott befohlen, meine Königin!"

Margarethe umfing, selbst halb leblos, mit ihren Armen diesen reizenden Kopf und drückte einen beinahe frommen Kuß darauf.

„Du, Annibal," sprach La Mole, „Du, den die Schmerzen verschont haben, Du, der Du jung bist und leben kannst, fliehe, mein Freund, gewähre mir den Trost, Dich in Freiheit zu wissen."

„Die Stunde geht vorüber," rief der Kerkermeister, „vorwärts, beeilt Euch."

Henriette suchte Annibal sanft fortzuziehen, während Margarethe vor La Mole knieend, mit zerstreuten Haaren und von Thränen überströmten Augen, einer Magdalena glich.

„Fliehe, Annibal," wiederholte La Mole, „fliehe, gib unsern Feinden nicht das lustige Schauspiel des Todes von zwei Unschuldigen."

Coconnas drängte Henriette, die ihn nach der Thüre zog, sachte zurück und sprach mit einer so feierlichen Geberde, daß sie beinahe majestätisch wurde:

„Madame, gebt zuerst die fünfhundert Thaler, die Ihr diesem Manne versprochen habt."

„Hier sind sie," sagte Henriette,

Dann sich gegen La Mole umwendend und traurig den Kopf schüttelnd, fuhr Coconnas fort:

„Was Dich betrifft, mein guter La Mole, Du thust mir Unrecht, wenn Du nur einen Augenblick glaubst, ich könnte Dich verlassen. Habe ich denn nicht geschworen, mit Dir zu leben und zu sterben? Aber Du leidest zu sehr, mein Freund, und ich verzeihe Dir."

Und er legte sich entschlossen neben seinem Freunde nieder, neigte sich gegen dessen Haupt und berührte seine Stirne mit den Lippen.

Dann zog er sachte, sachte, wie es eine Mutter für

ihr Kind thun würde, den Kopf seines Freundes an sich, der nun an seiner Brust ruhte.

Margarethe war finster; sie hatte den Dolch aufgehoben, der den Händen von Coconnas entfallen war.

„Oh! meine Königin," sprach la Mole, der ihre Gedanken begriff und die Arme nach ihr ausstreckte, „vergeßt nicht, daß ich sterbe um auch die letzte Ahnung von unserer Liebe zu ersticken."

„Aber was kann ich denn für Dich thun," rief Margarethe voll Verzweiflung, „wenn ich nicht einmal mit Dir sterben darf?"

„Du kannst machen," sprach La Mole, „Du kannst machen, daß mir der Tod süß seyn und mir gleichsam mit lächelndem Antlitz erscheinen wird."

Margarethe näherte sich ihm mit gefaltenen Händen, als wollte sie ihm sagen, er möge sprechen.

„Erinnerst Du Dich jenes Abends, Margarethe, an welchem Du im Austausche für mein Leben, das ich Dir anbot, und das ich Dir heute gebe, mir ein heiliges Versprechen leistetest?"

Margarethe bebte.

„Ah! Du erinnerst Dich," sprach La Mole, „denn Du schauerst."

„Ja, ja, ich erinnere mich," erwiederte Margarethe, „und bei meiner Seele, Hyazinth, ich werde dieses Versprechen halten."

Margarethe streckte von ihrem Platze die Hand nach dem Altar aus, als wollte sie Gott zum zweiten Male zum Zeugen ihres Schwures nehmen.

Das Antlitz von La Mole klärte sich auf, als hätte sich das Gewölbe der Kapelle geöffnet und wäre es ein himmlischer Strahl auf ihn herabgefallen.

„Man kommt, man kommt," rief der Schließer.

Margarethe stieß einen Schrei aus und stürzte auf La Mole zu. Aber die Furcht, seine Schmerzen zu verdoppeln, hielt sie zitternd vor ihm zurück.

Henriette drückte ihre Lippen auf die Stirne von Coconnas und sprach zu ihm:

„Ich begreife Dich, mein Annibal, und bin stolz auf Dich. Ich weiß wohl, daß Dein Heldenmuth Deinen Tod herbeiführen wird, aber ich liebe Dich wegen Deines Heldenmuthes. Vor Gott werde ich Dich stets mehr als Alles lieben. Und was Margarethe für La Mole zu thun geschworen hat, das schwöre ich Dir, ohne zu wissen was es ist, auch für Dich zu thun."

Und sie reichte Margarethe ihre Hand.

„Wohl gesprochen; ich danke," sagte Coconnas.

„Ehe Ihr mich verlaßt, meine Königin," sprach La Mole, „noch eine letzte Gnade. Gebt mir irgend ein Andenken, das ich küssen kann, wenn ich das Schaffot besteige."

„Oh ja," rief Margarethe, „sogleich. . ."

Und sie machte von ihrem Halse ein kleines goldenes Reliquienkästchen los, welches von einer Kette von demselben Metall getragen wurde.

„Sieh hier," sagte sie, „eine heilige Reliquie, die ich seit meiner Kindheit trage. Meine Mutter hat sie mir um den Hals gehängt, als ich noch ganz klein war und sie mich noch liebte. Sie kommt von unserem Oheim, dem Papst Clemens; ich habe sie nie von mir gegeben. Nimm hin!"

La Mole nahm die Reliquie und küßte sie gierig.

„Man öffnet die Thüre!" rief der Kerkermeister. „Flieht, meine Damen, flieht!"

Die zwei Frauen stürzten hinter den Altar, wo sie verschwanden.

In demselben Augenblick trat der Priester ein.

XII.

Der Platz Saint Jean-en-Grève.

Es war sieben Uhr Morgens. Die Menge wartete geräuschvoll auf den Plätzen, in den Straßen, auf den Quais.

Um sechs Uhr Morgens war ein Karren, derselbe, in welchem man die zwei Freunde nach ihrem Duell ohnmächtig in den Louvre zurückgebracht hatte, von Vincennes abgegangen, durchzog langsam die Rue Saint-Antoine, und die Zuschauer auf seinem Wege schienen, obgleich so sehr an einander gedrängt, daß sie sich gegenseitig beinahe erdrückten, Bildsäulen mit starren Augen und zu Eis verwandeltem Munde zu seyn.

Es wurde in der That an diesem Tage durch die Königin Mutter dem ganzen Volke von Paris ein herzzerreißendes Schauspiel geboten.

In dem Karren, von dem wir gesprochen haben, und der, am Morgen von Vincennes abgegangen, durch die Straßen zog, lehnten sich, auf ein paar Bunden Stroh liegend, zwei junge Leute mit entblößtem Haupte und völlig schwarz gekleidet an einander. Coconnas hielt auf seinem Schooße La Mole, dessen Kopf etwas über den Karren hervorlag, während seine Augen, ohne eine bestimmte Richtung anzunehmen, umher irrten.

Die Menge aber, um einen gierigen Blick bis in den Grund des Wagens zu tauchen, hob sich, drängte sich, stieg auf die Weichsteine und schien zufrieden, wenn es ihr gelungen war, ganz und gar die beiden Körper zu überschauen, welche sich von dem Leiden trennten, um der Zerstörung zuzugehen.

Es hatte sich die Sage verbreitet, La Mole sterbe, ohne auch nur das Geringste von dem, was man ihm zur Last legte, zugestanden zu haben, während man im Gegentheil versicherte, Coconnas habe den Schmerz nicht ertragen können und Alles bekannt.

Man schrie auch von allen Seiten: „Seht! seht den Rothen! dieser hat gesprochen! dieser hat Alles gesagt! er ist ein Feiger und Ursache an dem Tode des Andern. Der Andere ist im Gegentheil ein Braver und hat nichts zugestanden."

Die zwei jungen Leute hörten wohl, der eine die Lobeserhebungen, der andere die Beleidigungen, womit man ihren Zug zum Tode begleitete. Und während La Mole seinem Freunde die Hände drückte, gab sich eine erhabene Verachtung auf dem Gesichte des Piemontesen kund, der von seinem abscheulichen Karren herab die alberne Menge betrachtete, wie er sie von einem Triumphwagen aus betrachtet haben würde.

Das Unglück hatte sein himmlisches Werk vollbracht, es hatte das Gesicht von Coconnas geadelt, wie der Tod seine Seele vergöttlichen sollte.

„Sind wir bald angelangt?" fragte La Mole. „Ich kann nicht mehr, Freund, ich glaube, ich werde in Ohnmacht fallen."

„Warte, warte, La Mole, wir kommen vor der Rue Tison und vor der Rue Cloche-Percée vorüber. Schau' ein wenig."

„Oh! hebe mich auf, daß ich noch einmal dieses glückselige Haus sehe."

Coconnas streckte die Hand aus und berührte die Schulter des Henkers. Er saß vorne auf dem Karren und führte das Pferd.

„Meister," sagte er zu ihm, „thu' uns den Gefallen und halte einen Augenblick vor der Rue Tison an."

Caboche machte mit dem Kopfe eine bewilligende Geberde und hielt vor der Rue Tison an.

La Mole erhob sich, unterstützt von Coconnas, mit großer Anstrengung und schaute, das Auge von einer Thräne verschleiert, nach dem kleinen, schweigsamen, stummen, wie ein Grab verschlossenen Hause; ein Seufzer schwellte seine Brust und er murmelte mit leiser Stimme:

„Fahret wohl, Tugend, Liebe, Leben.“

Und er ließ den Kopf wieder auf die Brust sinken.

„Muth gefaßt,“ sagte Coconnas, „wir werden vielleicht Alles dieß da oben wieder finden.“

„Glaubst Du?“ sprach La Mole.

„Ich glaube es, weil es mir der Priester gesagt hat, und besonders, weil ich es hoffe. Aber werde nicht ohnmächtig, mein Freund. Diese Elenden, welche uns zuschauen, würden über uns lachen.“

Caboche hörte die letzten Worte, peitschte mit einer Hand sein Pferd und reichte mit der andern Coconnas, ohne daß es Jemand sehen konnte, einen kleinen Schwamm, der mit einer so kräftigen Flüssigkeit geschwängert war, daß La Mole, sobald er daran gerochen und die Schläfe damit gerieben hatte, sich wieder gestärkt und belebt fühlte.

„Ah!“ sagte La Mole, „ich erwache wieder.“

Und er küßte die an einer goldenen Kette an seinem Halse hängende Reliquie.

Als man an die Ecke des Quai gelangte und sich um das reizende, von Heinrich II. errichtete, kleine Gebäude wandte, sah man das Schaffot wie eine nackte, blutige Plattform sich erheben. Diese Plattform überragte alle Köpfe.

„Freund,“ sprach La Mole, „ich würde gern zuerst sterben.“

Coconnas berührte die Schulter des Henkers zum zweiten Male mit seiner Hand.

„Was gibt es, edler Herr?“ fragte dieser, sich umwendend.

„Braver Mann,“ sprach Coconnas, „nicht wahr, Du thust mir einen Gefallen? Du hast es mir wenigstens gesagt.“

„Ja, und ich wiederhole es Euch.“

„Mein Freund hier hat mehr gelitten als ich, und besitzt folglich weniger Kraft.“

„Nun?“

„Er sagt mir, er würde zu sehr leiden, wenn er

mich zuerst sterben sehen müßte. Ueberdieß, wenn ich zuerst sterben sollte, wäre Niemand da, um ihn auf das Schaffot zu tragen."

„Gut, gut," sprach Caboche, mit dem Rücken seiner Hand eine Thräne abwischend; „seyd unbesorgt, man wird thun, was Ihr wünscht."

„Und mit einem Schlage, nicht wahr?" sagte mit leiser Stimme der Piemontese.

„Mit einem."

„Wohl, wenn Ihr wieder Kräfte sammeln müßt, so sammelt sie bei mir."

Der Karren hielt an. Man war an Ort und Stelle. Coconnas setzte seinen Hut auf.

Ein Getöse, dem der Wellen des Meeres ähnlich, drang an die Ohren von La Mole. Er wollte aufstehen, aber die Kräfte fehlten ihm, und Caboche und Coconnas mußten ihn unter den Armen halten.

Der Platz war mit Köpfen gepflastert, die Stufen des Stadthauses schienen ein mit Zuschauern bevölkertes Amphitheater. Aus jedem Fenster schauten belebte Gesichter mit flammenden Blicken hervor.

Als man sah, wie der schöne junge Mann, der sich nicht mehr auf den gebrochenen Beinen halten konnte, im höchsten Grade sich anstrengte, um ohne Unterstützung auf das Schaffot zu gehen, erhob sich ein ungeheures Geschrei wie ein Ruf allgemeiner Verzweiflung. Die Männer brüllten, die Weiber stießen Wehklagen aus.

„Das war einer von den Vortrefflichsten des Hofes," sagten die Männer, „er sollte nicht auf Saint-Jean-en-Grève, sondern auf dem Pré-aux-Clercs sterben. *)

„Wie schön er ist! wie bleich er ist!" riefen die Frauen. „Der ist es, welcher nicht gesprochen hat."

„Freund," sagte La Mole, „ich kann mich nicht mehr halten, trage mich!"

*) Saint-Jean-en-Grève war zu jener Zeit der Richtplatz, der Pér-aux-Clercs der Platz, welchen man gewöhnlich für Zweikämpfe wählte. Der Uebers.

„Warte," erwiederte Coconnas.

Er machte dem Henker ein Zeichen und dieser ging auf die Seite; dann bückte er sich, nahm La Mole in seine Arme, wie er ein Kind genommen hätte, und stieg, ohne zu wanken, mit seiner Last die Treppe der Plattform hinauf, wo er La Mole unter dem wüthendsten Geschrei und Beifallklatschen der Menge niederlegte.

Coconnas nahm seinen Hut vom Haupte und grüßte.

Dann warf er seinen Hut neben sich auf das Schaffot.

„Schau' umher," sagte La Mole, „erblickst Du sie nicht irgendwo?"

Coconnas schaute langsam rings auf dem Platze umher, hielt, an einem Punkte angelangt, an und streckte ohne die Augen abzuwenden seine Hand aus, welche die Schulter seines Freundes berührte.

„Schau'," sagte er, „schau' nach dem Fenster jenes kleinen Thurmes."

Und mit seiner andern Hand zeigte er La Mole das kleine Monument, das noch jetzt ein Trümmer aus vergangenen Jahrhunderten, zwischen der Rue de la Vannerie und der Rue du Mouton besteht.

Zwei schwarz gekleidete Frauen standen an einander gelehnt nicht unmittelbar am Fenster, sondern etwas rückwärts.

„Ah!" sagte La Mole, „ich fürchtete nur Eines, zu sterben, ohne sie wiederzusehen. Ich habe sie wiedergesehen und kann nun sterben."

Und die Augen gierig auf das kleine Fenster geheftet, drückte er das Reliquienkästchen an seinen Mund und bedeckte es mit Küssen.

Coconnas begrüßte die zwei Frauen mit aller Anmuth, die er sich in einem Salon gegeben hätte.

Dieses Zeichen erwiedernd, schwangen sie ihre von Thränen durchnäßten Taschentücher.

Caboche berührte mit dem Finger die Schulter von Coconnas und machte ihm ein verständliches Zeichen.

„Ja, ja," sagte der Piemontese.

Dann sich gegen La Mole umwendend, sprach er:

„Umarme mich und stirb gut. Es wird Dir nicht schwer werden, Freund, denn Du bist so muthig."

„Ah," entgegnete La Mole, „es wird kein Verdienst von mir seyn, wenn ich gut sterbe, ich leide so sehr."

Der Priester näherte sich und streckte ein Crucifix gegen La Mole aus, der ihm lächelnd das Reliquienkästchen zeigte, welches er in der Hand hielt.

„Gleichviel," sagte der Priester, „bittet immerhin denjenigen um Kraft, welcher gelitten hat, was Ihr leiden sollt."

La Mole küßte die Füße Christi.

„Empfehlt mich zum Gebete den Damen der gebenedeiten Heiligen Jungfrau," sagte er.

„Beeile Dich, La Mole," sprach Coconnas, „Du thust mir so wehe, daß ich fühle, wie ich schwach werde."

„Ich bin bereit," sprach La Mole.

„Könnt Ihr Euern Kopf gerade halten?" fragte Caboche, indem er sein Schwert hinter dem niederknieenden La Mole richtete.

„Ich hoffe es," versetzte dieser.

„Dann wird Alles gut gehen."

„Aber Ihr," sagte La Mole, „Ihr werdet meine Bitte nicht vergessen; dieses Reliquienkästchen wird Euch die Thüre öffnen."

„Seyd unbesorgt. Doch sucht den Kopf ein wenig gerade zu halten."

La Mole richtete den Hals auf und sprach, seine Augen nach dem Thürmchen wendend:

„Gott befohlen, Margarethe, sey ge . . ."

Er vollendete nicht. Mit einem Schlage seines blitzenden Schwertes machte Caboche das Haupt fallen, und dieses rollte zu den Füßen von Coconnas.

Der Körper streckte sich sachte aus, als wollte er niederliegen.

Ein ungeheurer Schrei, eine Zusammenballung von tausend Schreien, erscholl, und Coconnas kam es vor,

als hätte er aus allen diesen Frauenstimmen einen Ton gehört, schmerzlicher als alle übrigen.

„Ich danke, mein würdiger Freund, ich danke," sagte Coconnas und reichte zum dritten Male die Hand dem Henker.

„Mein Sohn," sprach der Priester zu Coconnas, „habt Ihr Gott nichts anzuvertrauen?"

„Meiner Treue, nein, mein Vater," erwiederte der Piemontese, „Alles was ich ihm zu sagen hatte, habe ich gestern Euch selbst gesagt."

Dann, sich gegen Caboche umwendend, sprach er:

„Auf, Henker, mein letzter Freund, noch einen Dienst."

Und ehe er niederkniete, ließ er über die Menge einen so ruhigen, so heiteren Blick gehen, daß ein Gemurmel der Bewunderung sein Ohr liebkoste und seinen Stolz lächeln machte. Dann drückte er den Kopf seines Freundes zwischen seine Hände, hauchte einen Kuß auf seine blauen Lippen, warf einen letzten Blick nach dem Thürmchen, kniete, diesen vielgeliebten Kopf zwischen den Händen behaltend, nieder und sprach:

„Nun mir!"

Er hatte diese Worte nicht vollendet, als sein Haupt auf einen Streich von Caboche von seinem Rumpfe flog.

Als dieser Schlag gethan war, erfaßte ein krampfhaftes Zittern den würdigen Mann.

„Es war Zeit, daß es zu Ende ging," murmelte er. „Armes Kind!"

Und er zog mit Mühe aus den krampfhaft zusammengepreßten Händen von La Mole das goldene Reliquienkästchen und warf seinen Mantel auf die traurigen Ueberreste, welche der Karren in seine Wohnung zurückführen sollte.

Das Schauspiel war vorüber, die Menge verlief sich.

XIII.

Der Thurm des Drillhauses.

Die Nacht war über die Stadt herabgesunken, welche noch bebte von dem Geräusch der Hinrichtung, deren einzelne Umstände von Mund zu Mund gingen und in jedem Hause die heitere Stunde des Abendbrodes verdüsterten.

Aber im Gegensatze gegen die schweigsame, traurige Stadt war der Louvre geräuschvoll, lustig, beleuchtet. Es fand ein großes Fest im Palaste statt, ein Fest, befohlen von Karl IX., ein Fest, das er für den Abend zu gleicher Zeit bezeichnet hatte, da er für den Morgen die Hinrichtung bezeichnete.

Die Königin von Navarra hatte schon am Abend vorher den Befehl erhalten, sich dabei einzufinden, und in der Hoffnung, La Mole und Coconnas würden in der Nacht gerettet, in der festen Ueberzeugung, alle Maßregeln wären für ihre Flucht getroffen, hatte sie ihrem Bruder geantwortet, sie würde seinen Wünschen entsprechen.

Aber seitdem sie durch die Scene in der Kapelle jede Hoffnung verloren, seitdem sie in einer letzten Bewegung frommer Gefühle für diese Liebe, die größte und tiefste, die sie in ihrem Leben empfunden, der Hinrichtung beigewohnt hatte, hatte sie sich auch gelobt, daß sie weder Bitten noch Drohungen veranlassen sollten, einem freudigen Feste im Louvre an demselben Tage beizuwohnen, an welchem sie ein so trauriges Fest auf der Grève gesehen.

Der König Karl IX. gab an demselben Tage einen neuen Beweis von jener Macht des Willens, welche vielleicht Niemand auf diesen Grad trieb, wie er. Seit vierzehn Tagen an das Bett gefesselt, hinfällig wie ein Sterbender, bleich wie eine Leiche, stand er gegen fünf Uhr auf und legte seine schönsten Gewänder an. Es ist

nicht zu leugnen, daß er während der Toilette dreimal in Ohnmacht fiel.

Gegen acht Uhr erkundigte er sich, was aus seiner Schwester geworden wäre, und fragte, ob man sie gesehen hätte und ob man wüßte, was sie machte. Niemand antwortete ihm, denn die Königin war gegen eilf Uhr zurückgekehrt und hatte sich, Jedermann ihre Thüre verbietend, eingeschlossen.

Aber es gab keine verschlossene Thüre für Karl. Auf den Arm von Herrn von Nancey gestützt, schleppte er sich nach den Gemächern der Königin von Navarra und trat plötzlich durch die Thüre des geheimen Ganges ein.

Obgleich er auf ein trauriges Schauspiel gefaßt war und sein Herz darauf vorbereitet hatte, so war doch das, was er erblickte, noch viel beklagenswerther, als das von ihm Geträumte.

Halb todt, auf einem Ruhebette liegend, den Kopf in Kissen begraben, weinte, betete Margarethe nicht, sondern sie röchelte seit ihrer Rückkehr wie eine im Todeskampfe Begriffene.

In der andern Ecke des Zimmers lag Henriette von Nevers, diese unerschrockene Frau, bewußtlos auf dem Boden ausgestreckt. Als sie von der Grève zurückkehrte, waren ihre Kräfte wie die von Margarethe zusammengebrochen, und die arme Gillonne ging von der Einen zur Andern, ohne daß sie es wagte, ein Wort des Trostes an sie zu richten.

In den Krisen, die auf solche große Katastrophen folgen, ist man geizig mit seinem Schmerze, wie mit einem Schatz, und man hält Jeden für einen Feind, der uns den geringsten Theil davon zu entziehen sucht.

Karl IX. ließ Nancey im Gang, öffnete die Thüre und trat bleich und zitternd ein.

Weder die Eine noch die Andere von den zwei Frauen sah ihn. Gillonne allein, welche in diesem Augenblick Henriette unterstützte, erhob sich auf ein Knie und schaute den König ganz erschrocken an.

Der König machte eine Geberde mit der Hand. Sie stand auf, verbeugte sich und trat ab.

Hienach wandte sich Karl gegen Margarethe, schaute sie einen Augenblick schweigend an und sagte dann mit einem Tone, dessen man diese rauhe Stimme nicht hätte fähig halten sollen:

„Margot, meine Schwester!“

Die junge Frau bebte, richtete sich auf und flüsterte:

„Eure Majestät!“

„Muth gefaßt, meine Schwester.“

Margarethe schlug die Augen zum Himmel auf.

„Ja,“ sprach Karl, „ich weiß es wohl, aber höre mich.“

Die Königin von Navarra bedeutete durch ein Zeichen, daß sie hörte.

„Du hast mir versprochen, auf den Ball zu kommen,“ sagte Karl.

„Ich!“ rief Margarethe.

„Ja, und Deinem Versprechen zufolge erwartet man Dich, und wenn Du nicht kämest, würde man staunen, Dich nicht dort zu finden.“

„Entschuldigt mich, mein Bruder, Ihr seht, ich bin leidend.“

„Strenge Dich gegen Dich selbst an.“

Margarethe schien einen Augenblick einen Versuch zu machen, ihren Muth zu beleben; dann ließ sie plötzlich ihr Haupt wieder auf die Kissen fallen und rief:

„Nein, nein, ich werde nicht gehen.“

Karl nahm sie bei der Hand, setzte sich auf ihr Ruhebett und sprach:

„Du hast so eben einen Freund verloren, ich weiß es, Margot. Aber schau' mich an, habe ich nicht alle meine Freunde verloren? und mehr noch, meine Mutter! Du, Du konntest stets nach Deinem Gefallen weinen, wie Du in diesem Augenblick weinst. Ich war in der Stunde meiner heftigsten Schmerzen stets genöthigt, zu lächeln; Du leidest, schau' mich an, ich sterbe. Auf,

Margot, Muth gefaßt! Ich bitte Dich, meine Schwester, im Namen unserer Ehre! Wir tragen als ein kummervolles Kreuz den Ruf unseres Hauses; tragen wir es wie der Herr bis zur Schädelstätte, und wenn wir wie Er auf dem Wege straucheln, so wollen wir uns muthig und ergeben wie Er wiedererheben."

„Oh, mein Gott, mein Gott!" rief Margarethe.

„Ja," sprach Karl, ihre Gedanken beantwortend, „das Opfer ist hart, meine Schwester; aber Jeder bringt das seinige; die Einen mit ihrer Ehre, die Andern mit ihrem Leben. Glaubst Du, daß ich mit meinen fünfundzwanzig Jahren und mit dem schönsten Throne der Welt es nicht beklage, sterben zu müssen?.... Schau' mich an.... meine Augen, meine Gesichtsfarbe, meine Lippen sind die eines Sterbenden, das ist wahr; aber mein Lächeln.... würde mein Lächeln nicht glauben machen, ich hoffe? Und dennoch wirst Du mich in acht Tagen, in vierzehn Tagen, in einem Monat spätestens, beweinen, meine Schwester, wie denjenigen, welcher heute gestorben ist."

„Mein Bruder!".... rief Margot, ihre beiden Arme um den Hals von Karl schlingend.

„Auf, kleide Dich an, liebe Margarethe," sagte der König, „verbirg Deine Blässe und erscheine auf dem Ball. Ich habe Befehl gegeben, Dir neue Edelsteine und Deiner Schönheit würdige Gewänder zu überbringen."

„Oh! Diamanten, Gewänder!" sprach Margarethe, „was liegt mir jetzt an Allem dem?"

„Das Leben ist lang, Margarethe," versetzte Karl lächelnd, „wenigstens für Dich."

„Nie! nie!"

„Meine Schwester, erinnere Dich eines Umstandes: zuweilen ehrt man die Todten am Besten, wenn man das Leiden erstickt oder vielmehr verbirgt."

„Wohl, Sire," sprach Margarethe schauernd, „ich werde gehen."

Eine Thräne, welche sogleich von den trockenen Augenlidern getrunken wurde, befeuchtete das Auge von Karl.

Er beugte sich auf seine Schwester herab, küßte sie auf die Stirne, blieb einen Augenblick vor Henriette stehen, die ihn weder gesehen noch gehört hatte, und sagte:

„Arme Frau!"

Dann entfernte er sich stillschweigend.

Hinter dem König traten mehrere Pagen mit Kisten und Etuis ein.

Margarethe hieß mit einem Zeichen der Hand Alles auf den Boden setzen.

Die Pagen traten ab. Gillonne blieb allein.

„Lege mir Alles zurecht, was ich brauche, um mich anzukleiden, Gillonne," sagte Margarethe.

Gillonne schaute ihre Gebieterin mit erstaunten Augen an.

„Ja," sagte Margarethe mit einem Ausdrucke, dessen Bitterkeit sich nicht schildern läßt, „ja, ich kleide mich an, ich gehe auf den Ball, man erwartet mich dort. Beeile Dich also. Der Tag wird vollständig seyn: Fest auf der Grève diesen Morgen, Fest im Louvre diesen Abend."

„Und die Frau Herzogin?" sprach Gillonne.

„Oh! sie, sie ist sehr glücklich, sie kann hier bleiben, sie kann weinen, sie kann nach Belieben leiden. Sie ist keine Königstochter, keine Königsfrau, keine Königsschwester. Sie ist nicht Königin. Hilf mir, mich ankleiden, Gillonne."

Das Mädchen gehorchte. Der Schmuck war prachtvoll das Kleid glänzend. Margarethe war nie so schön gewesen.

Sie betrachtete sich in einem Spiegel.

„Mein Bruder hat sehr Recht," sagte sie, „es ist ein erbärmliches Ding um das menschliche Geschöpf."

In diesem Augenblick trat Gillonne, welche auf eine Minute hinausgegangen war, wieder ein.

„Madame," sagte sie, „es ist ein Mensch da, der nach Euch verlangt."

„Nach mir?"

„Ja, nach Euch."

„Wer ist dieser Mensch?"

„Ich weiß es nicht, aber sein Aussehen ist furchtbar, und sein Anblick allein hat mich beben gemacht."

„Frage ihn nach seinem Namen," sprach Margarethe erbleichend.

Gillonne ging hinaus und kehrte nach ein paar Sekunden wieder zurück.

„Er wollte mir seinen Namen nicht sagen, Madame, bat mich jedoch, Euch dieses zuzustellen."

Und sie reichte Margarethe das Reliquienkästchen, das diese am Abend zuvor La Mole geschenkt hatte.

„Oh! laß ihn eintreten, laß ihn eintreten," sprach die Königin rasch und wurde noch bleicher, noch eisiger, als sie zuvor gewesen war.

Ein schwerer Tritt erschütterte den Boden.

Ohne Zweifel entrüstet darüber, daß es ein solches Geräusch wiederholen sollte, murrte das Echo unter dem Täfelwerk, und ein Mann erschien auf der Schwelle.

„Ihr seyd . . .?" sagte die Königin.

„Derjenige, welchen Ihr eines Tages bei Montfaucon sahet, und der in seinem Karren zwei verwundete Edelleute in den Louvre zurückbrachte."

„Ja, ja, ich erkenne Euch, Ihr seyd Meister Caboche."

„Der Henker des Gerichtsbezirkes von Paris."

Dies waren die einzigen Worte, welche Henriette von allen hörte, die man seit einer Stunde um sie her aussprach. Sie machte ihren bleichen Kopf von ihren beiden Händen los und schaute den Henker mit ihren Smaragdaugen

an, aus denen ein doppelter Flammenstrahl hervorzubrechen schien.

„Und Ihr kommt? . . ." sagte Margarethe zitternd.

„Um Euch an das Versprechen zu mahnen, das Ihr dem jüngeren von den zwei Edelleuten, demjenigen, welcher mich beauftragte, Euch dieses Reliquienkästchen zu übergeben, geleistet habt. Ihr erinnert Euch desselben, Madame?"

„Oh! ja," rief die Königin, „und nie wird ein edlerer Schatten eine edlere Befriedigung gefunden haben. Aber wo ist er?"

„Er ist bei mir mit dem Leichnam."

„Bei Euch! warum habt Ihr ihn nicht gebracht?"

„Man konnte mich an der Pforte des Louvre anhalten, man konnte mich nöthigen, meinen Mantel aufzuheben. Was würde man gesagt haben, wenn man unter diesem Mantel einen Kopf gesehen hätte?"

„Gut, behaltet ihn bei Euch; ich werde ihn morgen holen."

„Morgen?" sagte Meister Caboche, „es wird vielleicht zu spät sein."

„Warum dies?"

„Weil die Königin Mutter für ihre kabalistischen Experimente die Köpfe der zwei ersten Verurtheilten bestellt hat, die ich enthaupten würde."

„Oh Entheiligung! die Köpfe unserer Geliebten!" rief Margarethe, auf ihre Freundin zulaufend, welche plötzlich aufrecht stand, als ob sie eine Feder auf ihre Füße gestellt hätte. „Henriette, mein Engel, hörst Du, was dieser Mensch sagt?"

„Ja. Was ist zu thun?"

„Man muß mit ihm gehen."

Dann jenen Schmerzensschrei ausstoßend, mit welchem im höchsten Maße Unglückliche zum Leben zurückkehren, rief Henriette:

„Ah! es war mir doch so wohl, ich war beinahe todt!"

Während dieser Zeit warf Margarethe einen Sammetmantel über ihre bloßen Schultern.

„Komm, komm," sagte sie, „wir werden sie noch einmal sehen."

Margarethe ließ alle Thüren schließen, befahl, die Sänfte an die kleine verborgene Pforte zu bringen, nahm Henriette unter dem Arm, schritt mit ihr durch den geheimen Gang und machte Caboche ein Zeichen, ihr zu folgen.

An der Thüre unten war die Sänfte. An der Pforte außen wartete ein Knecht von Caboche mit einer Laterne.

Die Träger von Margarethe waren vertraute Leute, taub und stumm, sicherer, als es Saumthiere gewesen wären.

Die Sänfte wurde, Meister Caboche und sein Knecht mit der Laterne voran, ungefähr zehn Minuten fortgetragen; dann hielt sie an.

Der Henker öffnete den Schlag, während der Knecht vorauslief.

Margarethe stieg aus und half sodann der Herzogin von Nevers aussteigen. Bei dem großen Schmerze, welcher Beide mit seiner ganzen Gewalt gefaßt hatte, war diese nervige Organisation die stärkere.

Der Thurm des Drillhauses ragte vor den zwei Frauen wie ein düsterer, ungestalter Riese empor und warf ein röthliches Licht durch die Schießscharten an seiner Spitze herab, hinter denen zwei Flammen bemerkbar waren.

Der Knecht erschien wieder an der Thüre.

„Ihr könnt eintreten," sagte Caboche; „es schläft Alles im Thurme."

In demselben Augenblicke erloschen die Lichter hinter den Schießscharten.

Fest an einander geschlossen, traten die zwei Frauen unter die kleine bogenförmige Pforte und schritten im Schatten auf dem feuchten, holperigen Boden hin. Sie erblickten ein Licht im Hintergrunde eines Ganges und wandten

sich, geführt von dem schauderhaften Herrn des Hauses, nach dieser Seite. Die Thüre schloß sich hinter ihnen.

Eine Wachsfackel in der Hand, führte sie Caboche in einen niedrigen, rauchigen Saal. Mitten in diesem Saale stand ein Tisch mit den Ueberresten eines Abendbrodes und mit drei Gedecken. Diese drei Gedecke waren ohne Zweifel für den Henker, dessen Frau und seinen ersten Gehülfen.

An der am meisten in die Augen springenden Stelle sah man ein mit dem königlichen Siegel versehenes Pergament an die Wand genagelt. Es war dies das Henkerpatent.

In einer Ecke stand ein großes Schwert mit einem langen Griffe. Es war dies das flammende Schwert der Gerechtigkeit.

Da und dort erblickte man plumpe Bilder, heilige Märtyrer unter allen Arten von Foltern darstellend.

Hier angelangt, machte Caboche eine tiefe Verbeugung.

„Eure Majestät wird mich entschuldigen,“ sagte er, „wenn ich es gewagt habe, bis in den Louvre zu dringen und Euch hieher zu führen; aber es war der ausdrückliche und letzte Wille des Edelmannes, und so sah ich mich genöthigt ....“

„Ihr habt wohl daran gethan, Meister, Ihr habt wohl gethan,“ sprach Margarethe. „Hier zur Belohnung Eures Eifers.“

Caboche betrachtete traurig die von Gold strotzende Börse, welche Margarethe auf den Tisch legte.

„Gold! immer Gold!“ murmelte er. „Ach! Madame, daß ich nicht selbst mit Gold das Blut erkaufen kann, welches ich heute zu vergießen genöthigt gewesen bin!“

„Meister,“ sprach Margarethe mit einem schmerzlichen Zögern und um sich her schauend, „Meister, müssen wir noch anderswohin gehen? Ich sehe nicht! ....“

„Nein, Madame, nein, sie sind hier; aber es ist ein trauriges Schauspiel, das ich Euch ersparen könnte, wenn

ich Euch in einem Mantel verborgen das brächte, was Ihr suchet."

Margarethe und Henriette schauten sich gegenseitig an.

„Nein," sagte Margarethe, welche in dem Blicke ihrer Freundin denselben Entschluß las, den sie gefaßt hatte, „nein, zeigt uns den Weg, und wir werden Euch folgen."

Caboche nahm die Fackel und öffnete eine Thüre von Eichenholz, welche auf eine Treppe von ein paar Stufen ging, die sich unter die Erde versenkte. In demselben Augenblick kam ein Luftzug, machte ein paar Funken von der Fackel fliegen und warf in das Gesicht der Prinzessinnen den üblen Geruch der Fäulniß und des Blutes.

Henriette stützte sich, weiß wie eine Alabasterstatue, auf den Arm ihrer Freundin, deren Gang noch sicherer war; aber auf der ersten Stufe wankte sie.

„Oh! ich werde es nie können," sagte sie.

„Wenn man wirklich liebt," sprach die Königin, „so muß man bis zum Tode lieben."

Sie boten ein zugleich furchtbares und rührendes Schauspiel, diese zwei Frauen, glänzend von Schönheit, Jugend, Schmuck, sich beugend unter dem schmutzigen Gewölbe, die Schwächere sich stützend auf die Stärkere, die Stärkere am Arme des Henkers sich haltend.

Man gelangte auf die letzte Stufe.

In dem unterirdischen Gewölbe lagen zwei menschliche Formen, bedeckt mit einem großen Tuche von schwarzer Farbe.

Caboche hob eine Ecke auf, näherte seine Fackel und sprach:

„Schaut, Frau Königin."

Die zwei jungen Männer lagen in ihren schwarzen Kleidern in der furchtbaren Symmetrie des Todes neben einander. Nahe an den Rumpf gesetzt, schienen ihre Köpfe nur mitten um den Hals durch einen lebhaft rothen Kreis getrennt. Der Tod hatte ihre Hände nicht geschieden, denn, war es nun Zufall, war es eine fromme Aufmerk-

samkeit des Henkers, die rechte Hand von La Mole ruhte in der linken von Coconnas.

Es lag ein Liebesblick unter den Augenlidern von La Mole, es lag ein verächtliches Lächeln unter denen von Coconnas.

Margarethe kniete neben ihren Geliebten nieder und hob mit ihren von Edelsteinen funkelnden Händen seinen Kopf empor.

An die Mauer gelehnt, vermochte die Herzogin von Nevers ihren Blick nicht von dem bleichen Gesichte loszumachen, auf welchem sie so oft die Freude und die Liebe gesucht hatte.

„La Mole! theurer La Mole," murmelte Margarethe.

„Annibal! Annibal!" rief die Herzogin von Nevers, „so schön, so stolz, so brav! . . . Du antwortest nicht mehr!"

Und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen.

Diese so hochmüthige, so unerschrockene, im Glück so kecke Frau, diese Frau, welche den Skepticismus bis zum höchsten Zweifel trieb, diese Frau hatte noch nie an den Tod gedacht.

Margarethe gab ihr ein Beispiel.

Sie verschloß in einen mit Perlen gestickten und mit den feinsten Essenzen parfumirten Sack den Kopf von La Mole, der noch schöner war, da er sich dem Sammet und dem Golde näherte, und dem eine besondere Vorbereitung, welche zu jener Zeit bei den königlichen Einbalsamirungen angewendet wurde, die Schönheit erhalten sollte.

Henriette näherte sich ebenfalls und hüllte den Kopf von Coconnas in einen Flügel ihres Mantels.

Und mehr unter ihrem Schmerze als unter ihrer Last gebeugt, stiegen Beide die Treppe hinauf, mit einem letzten Blick nach den Ueberresten, welche sie der Willkühr des Henkers in diesem traurigen Verwahrungsorte gemeiner Verbrecher überließen.

„Fürchtet nichts, Madame," sprach Caboche, der diesen Blick errieth; „die Edelleute sollen begraben, in heiliger Erde bestattet werden, das schwöre ich Euch."

„Und Du läßt mit Diesem Messen für sie lesen," sprach Henriette, riß von ihrem Halse ein prachtvolles Collier von Rubinen und bot es dem Henker.

Man kehrte in den Louvre zurück, wie man von demselben ausgegangen war. An der Pforte gab sich die Königin zu erkennen. Unten an ihrer Geheimtreppe stieg sie aus; dann ging sie in ihre Wohnung, legte ihre traurige Reliquie in das Cabinet des Schlafzimmers, das von diesem Augenblick an ein Betzimmer zu werden bestimmt war, ließ Henriette in ihrem Gemache und kehrte gegen zehn Uhr Abends in den großen Ballsaal zurück, in denselben, wo wir vor bald zwei und einem halben Jahre das erste Kapitel unserer Geschichte sich eröffnen sahen.

Aller Augen wandten sich nach ihr, und sie trug diesen allgemeinen Blick mit einer stolzen, beinahe freudigen Miene, denn sie hatte frommer Weise den letzten Wunsch ihres Geliebten erfüllt.

Als Karl sie erblickte, durchschritt er wankend die goldene Woge, die ihn umgab.

„Meine Schwester," sprach er laut, „ich danke Euch." Dann fügte er ganz leise bei:

„Nehmt Euch in Acht! Ihr habt einen Blutflecken am Arm."

„Oh! was ist daran gelegen, Sire," erwiederte Margarethe, „wenn ich nur ein Lächeln auf den Lippen habe."

XIV.

Der Blutschweiß.

Einige Tage nach der furchtbaren Scene, die wir so eben erzählt haben, d. h. am 30. Mai 1574, als

der Hof in Vincennes war, hörte man plötzlich einen gewaltigen Lärmen im Zimmer des Königs, welcher mitten auf dem Balle, den er an dem Todestage der zwei jungen Leute gegeben, heftiger als je krank geworden war und auf Anrathen der Aerzte eine reinere Luft auf dem Lande gesucht hatte.

Es war acht Uhr Morgens. Eine kleine Gruppe von Höflingen lief im größten Eifer in das Vorzimmer, als plötzlich ein Schrei erscholl und auf der Schwelle des Gemaches die Amme von Karl, die Augen in Thränen gebadet und vor Verzweiflung laut kreischend, erschien.

„Zu Hülfe dem König! zu Hülfe dem König!"

„Steht es denn schlimmer bei Seiner Majestät?" fragte der Kapitän von Nancey, den der König, wie wir gesehen haben, von jedem Gehorsam gegen die Königin Catharina entbunden hatte, um ihn ganz allein seiner Person beizugesellen.

„Oh! wie viel Blut, wie viel Blut!" sprach die Amme. „Die Aerzte! ruft die Aerzte!"

Mazille und Ambroise Paré lösten sich bei dem erhabenen Kranken ab, und Ambroise Paré, welcher die Wache hatte, war, als er den König einschlafen sah, diese Betäubung benützend auf einige Augenblicke weggegangen.

Während dieser Zeit hatte der König einen starken Schweiß bekommen, und da Karl an einer Erschlaffung der Harngefäße litt und diese Erschlaffung einen Blutfluß der Haut herbeiführte, so hatte der blutige Schweiß die Amme erschreckt, die sich an dieses seltsame Phänomen nicht gewöhnen konnte und, wie man sich erinnern wird eine Protestantin, ihm unablässig sagte, das in der Bartholomäusnacht vergossene Blut habe sein Blut gefordert.

Man stürzte in allen Richtungen fort; der Doctor sollte nicht ferne seyn und man mußte ihn nothwendig finden. Das Vorzimmer blieb also leer, denn Jeder

strebte begierig darnach, seinen Eifer durch Herbeiführung des verlangten Arztes an den Tag zu legen.

Da öffnete sich eine Thüre, und man sah Catharina erscheinen. Sie durchschritt rasch das Vorzimmer und trat lebhaft in das Gemach ihres Sohnes.

Karl war auf seinem Bette ausgestreckt, das Auge erloschen, die Brust keuchend. Von seinem ganzen Körper floß ein röthlicher Schweiß. Seine Hand hing am Bette herab und am Ende jedes seiner Finger stand ein flüssiger Rubin.

Es war ein furchtbares Schauspiel.

Doch bei dem Geräusch der Tritte seiner Mutter erhob sich Karl, als hätte er dieselben erkannt.

„Um Vergebung, Madame," sagte er, seine Mutter anschauend, „ich wünsche im Frieden zu sterben."

„Sterben! mein Sohn," versetzte Catharina, „wegen einer vorübergehenden Krise dieses gewöhnlichen Uebels! Wollt Ihr so verzweifeln?"

„Ich sage Euch, Madame, ich fühle, wie meine Seele hingeht, ich sage Euch, Madame, daß der Tod kommt, Tod aller Teufel! .... Ich fühle, was ich fühle, und weiß, was ich sage."

„Sire," sprach die Königin, „Eure Phantasie ist Eure schwerste Krankheit. Seit der wohlverdienten Hinrichtung jener zwei Zauberer, jener zwei Mörder, die man La Mole und Coconnas nannte, müssen sich Eure körperlichen Leiden vermindert haben. Das moralische Uebel allein dauert noch fort, und wenn ich nur zehn Minuten mit Euch sprechen könnte, so würde ich Euch beweisen. . . ."

„Amme," sprach Karl, „wache an der Thüre, Niemand soll eintreten; die Königin Catharina von Medicis will mit ihrem vielgeliebten Sohne, Karl IX., sprechen."

Die Amme gehorchte.

„In der That," fuhr Karl fort, „diese Unterredung mußte einmal stattfinden; besser heute als morgen. Mor-

gen wäre es überdies vielleicht zu spät. Nur muß eine dritte Person unserer Unterredung beiwohnen."

„Warum?"

„Weil, ich wiederhole es Euch, der Tod auf dem Anmarsche ist," versetzte Karl mit furchtbarer Feierlichkeit; „weil er jeden Augenblick, wie Ihr, bleich und stumm und ohne sich anmelden zu lassen, eintreten kann. Es ist also Zeit, da ich diese Nacht dazu verwendet habe, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, diesen Morgen die Angelegenheiten des Königreichs zu ordnen."

„Und wer ist die Person, die Ihr zu sehen wünscht?" fragte Catharina.

„Mein Bruder, Madame. Laßt ihn rufen."

„Sire," sagte die Königin, „ich sehe mit Vergnügen, daß die mehr durch den Haß dictirten, als den Schmerzen entrissenen Anschuldigungen sich in Eurem Geiste verwischen und bald auch aus Eurem Herzen verschwinden werden.

„Amme!" rief Catharina, „Amme!"

Die gute Frau, welche außen wachte, öffnete die Thüre.

„Amme," sprach Catharina, „auf Befehl meines Sohnes, sagt Herrn von Nancey, wenn er kommt, er soll den Herzog von Alençon holen."

Karl machte ein Zeichen, das die gute Frau, als sie zu gehorchen sich anschickte, wieder zurückhielt.

„Ich habe gesagt, Madame, meinen Bruder," versetzte Karl.

Catharina riß die Augen auf, wie die Tigerin, wenn sie in Wuth geräth, Karl aber erhob gebieterisch die Hand.

„Ich will mit meinem Bruder Heinrich sprechen," sagte er. „Heinrich allein ist mein Bruder; nicht jener, der als König in der Ferne regiert, sondern der, welcher hier gefangen sitzt. Heinrich soll meinen letzten Willen erfahren."

„Und ich," rief die Florentinerin mit einer ungewöhnlichen Kühnheit, dem Willen ihres Sohnes gegen-

über, so sehr trieb sie der Haß, den sie gegen den Bearner hegte, aus den Gränzen ihrer gewöhnlichen Verstellung, „wenn Ihr, wie Ihr sagt, dem Grabe so nahe seyd, glaubt Ihr, ich werde irgend Jemand, besonders einem Fremden, mein Recht, Euch in Eurer letzten Stunde beizustehen, mein Recht als Königin, mein Recht als Mutter abtreten?"

„Madame!" sprach Karl, „noch bin ich König, noch befehle ich, Madame: ich sage Euch, daß ich meinen Bruder Heinrich sprechen will, und Ihr ruft meinen Kapitän der Garden nicht! Tausend Teufel! Ihr sollt wissen, daß ich noch die Kraft habe, ihn selbst zu holen."

Und er machte eine Bewegung, um aus seinem Bette zu springen, wodurch sein Leib, dem Christi nach der Geißelung ähnlich, entblößt wurde.

„Sire!" rief Catharina, ihn zurückhaltend, „Ihr fügt uns Allen eine Beleidigung zu: Ihr vergeßt die Schmach, die unserer Familie angethan worden ist! Ihr weist unser Blut zurück; ein Sohn von Frankreich soll allein an dem Sterbebette eines Königs von Frankreich knieen. Mein Platz ist durch die Gesetze der Natur und der Etiquette bezeichnet, ich bleibe also."

„Und mit welchem Rechte, Madame, bleibt Ihr hier?" fragte Karl.

„Mit dem Rechte der Mutter."

„Ihr seyd nicht mehr meine Mutter, Madame, als der Herzog von Alençon mein Bruder ist."

„Ihr sprecht im Fieberwahne, mein Herr," sagte Catharina. „Seit wann ist diejenige, welche das Leben gegeben hat, nicht mehr die Mutter dessen, welcher es empfing?"

„Von dem Augenblicke an, Madame, wo diese entartete Mutter nimmt, was sie gegeben hat," antwortete Karl, einen blutigen Schaum abwischend, der ihm auf die Lippen stieg.

„Was wollt Ihr damit sagen, Karl, ich verstehe Euch nicht," murmelte Catharina, ihren Sohn mit erstaunten, weit aufgerissenen Augen anschauend.

„Ihr werdet mich begreifen, Madame.“

Karl suchte unter seinem Kopfpfühl und zog einen kleinen silbernen Schlüssel hervor.

„Nehmt diesen Schlüssel, Madame, und öffnet meinen Reisekoffer; er enthält gewisse Papiere, welche für mich sprechen werden.“

Und Karl streckte seine Hand nach einem prachtvoll gearbeiteten Koffer aus, welcher mit einem silbernen Schlosse versehen war und an dem am meisten in die Augen fallenden Platze des Zimmers stand.

Beherrscht durch die erhabene Stellung, welche Karl über ihr einnahm, gehorchte Catharina, ging mit langsamen Schritten auf den Koffer zu, öffnete ihn, blickte in das Innere und wich plötzlich zurück, als hätte sie in den Seiten des Geräthes irgend eine entschlummerte Schlange gesehen.

„Nun,“ sprach Karl, der seine Mutter nicht aus den Augen verlor, „was ist denn in diesem Koffer, das Euch erschreckt?“

„Nichts,“ erwiederte Catharina.

„Dann streckt Eure Hand hinein, Madame, und nehmt ein Buch heraus. Es muß ein Buch darin seyn, nicht wahr?“ sprach Karl mit einem bleichen Lächeln, das bei ihm furchtbarer war, als je bei einem Andern die schwerste Drohung.

„Ja,“ stammelte Catharina.

„Ein Jagdbuch?“

„Ja.“

„Nehmt es und bringt es mir.“

Catharina erbleichte trotz ihrer Standhaftigkeit und zitterte an allen Gliedern. Sie streckte ihre Hand in das Innere des Koffers und murmelte, indem sie das Buch nahm:

„Unseliges Geschick!“

„Gut!“ sagte Karl. „Hört mich nun: dieses Jagdbuch, ... ich war wahnsinnig, ... ich liebte die Jagd über

Alles, ... dieses Jagdbuch, ich habe es zu sehr gelesen. Begreift Ihr, Madame? ...."

Catharina stieß einen dumpfen Seufzer aus.

„Es war eine Schwäche," fuhr Karl fort; „verbrennt es, Madame. Man soll die Schwächen der Könige nicht erfahren."

Catharina näherte sich dem Kamine, warf das Buch mitten auf den brennenden Herd, blieb sinnend und unbeweglich davor stehen und betrachtete mit starrem Auge die bläulichen Flammen, welche die vergifteten Blätter verzehrten.

Während das Buch brannte, verbreitete sich ein Knoblauchgeruch in dem Zimmer.

Bald war es gänzlich verzehrt.

„Und nun, Madame, ruft meinen Bruder," sprach Karl mit unwiderstehlicher Majestät.

Vom höchsten Erstaunen ergriffen, niedergebeugt unter vielfältigen Gemüthsbewegungen, welche ihr tiefer Scharfsinn nicht zu analysiren, ihre beinahe übermenschliche Kraft nicht zu bekämpfen vermochten, machte Catharina einen Schritt vorwärts und wollte sprechen.

Die Mutter hatte einen Gewissensbiß; die Königin hatte einen Schrecken: die Giftmischerin kehrte zu ihrem Hasse zurück.

Dieses Gefühl beherrschte alle andern.

„Verflucht sey er!" rief sie, aus dem Zimmer stürzend, „er triumphirt, er gelangt zu seinem Ziele; verflucht, verflucht sey er!"

„Ihr hört? meinen Bruder, meinen Bruder Heinrich!" rief Karl, seine Mutter mit der Stimme verfolgend; „meinen Bruder Heinrich, mit dem ich sogleich über die Regentschaft des Königreiches sprechen will."

Beinahe in demselben Augenblick trat Meister Ambroise Paré durch die Thüre, der gegenüber, durch welche Catharina abgegangen war. Er blieb auf der Schwelle stehen, um die mit einem Metalldunste geschwängerte Atmosphäre des Zimmers einzuziehen, und sagte:

„Wer hat hier Arsenik verbrannt?“
„Ich,“ antwortete der König.

XV.

Die Plattform des Thurmes von Vincennes.

Heinrich von Navarra ging allein und träumerisch auf der Terrasse des Thurmes umher; er wußte, daß der Hof in dem Schlosse war, das er hundert Schritte vor sich sah, und sein durchdringendes Auge errieth den sterbenden Karl hinter den Mauern.

Es war ein Wetter von Azur und Gold: ein breiter Sonnenstrahl spiegelte sich in den entfernten Ebenen, während er den Gipfel der auf den Reichthum ihres ersten Laubwerks stolzen Bäume des Waldes mit flüssigem Golde übergoß. Selbst die grauen Steine des Thurmes schienen sich mit der sanften Wärme des Himmels zu schwängern, und wilde Nelken, von dem Hauche des Ostwindes in die Spalten der Mauer getragen, öffneten ihre rothen und gelben Sammetblüthen den Küssen eines lauen Luftzuges.

Aber der Blick von Heinrich verweilte weder bei den grünen Ebenen, noch bei den vom Golde überstrahlten Gipfeln; sein Blick übersprang die zwischenliegenden Räume und heftete sich, glühend von Ehrgeiz, an die Hauptstadt Frankreichs, welche dazu bestimmt war, einst die Hauptstadt der Welt zu werden.

„Paris!“ murmelte der König von Navarra, „da liegt Paris, das heißt die Freude, der Triumph, der Ruhm, die Macht und das Glück; Paris, wo der Louvre ist, und der Louvre, wo der Thron ist. Und ein Einziges trennt mich von dem so sehr ersehnten Paris: die Wälle, welche sich an meinen Füßen hinziehen und mit mir meine Feindin einschließen.“

Und seinen Blick von Paris nach Vincennes zurückführend, bemerkte er zu seiner Linken in einem von blühenden Mandelbäumen verschleierten Thälchen einen Mann, auf dessen Panzer hartnäckig ein Sonnenstrahl spielte, ein entflammter Punkt, welcher bei jeder Bewegung dieses Mannes im Raume umhersprang.

Dieser Mann saß auf einem feurigen Rosse und hielt an der Hand ein Pferd, das nicht minder ungeduldig zu seyn schien.

Der König von Navarra heftete seine Augen auf den Reiter und sah ihn sein Schwert aus der Scheide ziehen, die Spitze in sein Sacktuch stecken und dieses Sacktuch wie ein Signal schwingen.

In demselben Augenblick wiederholte sich auf dem Hügel gegenüber ein ähnliches Signal, dann flatterte es rings um das Schloß her wie ein Gürtel von Sacktüchern.

Es war Herr von Mouy mit seinen Hugenotten. Sie wußten, daß der König im Sterben lag, und hatten sich, befürchtend, es könnte etwas gegen Heinrich versucht werden, versammelt, um zur Vertheidigung bereit zu seyn.

Heinrich richtete seine Blicke auf den Reiter, den er zuerst wahrgenommen hatte, beugte sich über das Geländer hinaus, bedeckte sich die Augen mit der Hand, hielt so die Sonnenstrahlen ab, die ihn blendeten, und erkannte den jungen Hugenotten.

„Mouy!“ rief er, als ob dieser es hätte hören können.

Und in seiner Freude, sich endlich von Freunden umgeben zu sehen, hob er selbst seinen Hut in die Höhe und ließ seine Schärpe flattern.

Alle die weißen Fähnchen bewegten sich abermals mit einer Lebhaftigkeit, welche von ihrer Freude zeugte.

„Ah! sie erwarten mich,“ sagte er, „und ich kann nicht zu ihnen kommen. . . . Warum that ich es nicht,

da ich es vielleicht vermochte! . . . Nun habe ich zu lange gezögert."

Und er machte ihnen eine Geberde der Verzweiflung, worauf von Mouy mit einem Zeichen antwortete, das wohl bedeuten sollte: „Ich werde warten!"

In diesem Augenblick hörte Heinrich Tritte auf der steinernen Treppe. Er zog sich rasch zurück. Die Hugenotten begriffen die Ursache dieses Rückzuges. Die Schwerter wurden wieder in die Scheide gestoßen und die Taschentücher verschwanden. —

Heinrich sah von der Treppe her eine Frau kommen, deren keuchender Athem einen raschen Lauf andeutete, und erkannte, nicht ohne einen geheimen Schrecken, der ihn stets bei ihrem Anblick erfaßte, Catharina von Medicis.

Hinter ihr waren zwei Wachen, welche oben an der Treppe stille standen.

„Oh, oh!" murmelte Heinrich, „es muß etwas Neues, Wichtiges vorgefallen seyn, daß die Königin Mutter mich hier auf der Plattform des Thurmes von Vincennes aufsucht."

Catharina setzte sich auf eine steinerne Bank und lehnte sich an die Zinne, um Athem zu schöpfen.

Heinrich näherte sich ihr mit seinem freundlichsten Lächeln und fragte:

„Wollt Ihr mich suchen, meine gute Mutter?"

„Ja, mein Herr," antwortete Catharina, „ich wollte Euch einen letzten Beweis meiner Zuneigung geben. Wir sind einem erhabenen Augenblicke nahe; der König stirbt und will Euch sprechen."

„Mich?" versetzte Heinrich vor Freude bebend.

„Ja, Euch. Man hat ihm, ich bin es fest überzeugt, gesagt, daß Ihr nicht nur nach dem Throne von Navarra Euch sehnet, sondern daß Euer Streben auch nach dem Throne von Frankreich gerichtet sey."

„Oh!" rief Heinrich.

„Das ist nicht der Fall, ich weiß es wohl, aber er

glaubt es und Niemand zweifelt daran, daß der Unterredung, welche er mit Euch pflegen will, die Absicht zu Grunde liegt, Euch in eine Falle zu locken."

„Mich?"

„Ja. Karl will, ehe er stirbt, wissen, was er von Euch zu fürchten oder zu hoffen hat, und von Eurer Antwort auf seine Anerbietungen, gebt wohl Acht, hängen die letzten Befehle ab, die er geben wird, das heißt Euer Leben oder Tod."

„Aber was soll er mir denn anbieten?"

„Was weiß ich? Wahrscheinlich unmögliche Dinge!"

„Habt Ihr keine Ahnung, meine Mutter?"

„Nein, aber ich vermuthe, zum Beispiel...."

Catharina hielt inne.

„Was?"

„Ich vermuthe, daß er, die ehrgeizigen Absichten bei Euch voraussetzend, von denen man ihm gesagt hat, aus Eurem Munde den Beweis von diesem Ehrgeiz erlangen will. Denkt, er versuche Euch, wie man wohl die Schuldigen versucht, um ein Geständniß ohne Folter hervorzurufen. Denkt," fuhr Catharina, Heinrich fest anschauend, fort, „er trage Euch eine Statthalterschaft, sogar die Regentschaft an."

Ein unsägliche Freude verbreitete sich in dem Herzen von Heinrich; aber er errieth den Schlag, und diese kräftige, geschmeidige Seele sprang unter dem Angriffe zurück.

„Mir?" sagte er, „die Falle wäre zu plump. Mir die Regentschaft, während Ihr da seyd, während mein Schwager Alençon da ist?"

Catharina kniff sich in die Lippen, um ihre Freude zu verbergen.

„Ihr leistet auf die Regentschaft Verzicht?" fragte sie lebhaft.

„Der König ist todt," dachte Heinrich, „und sie stellt mir eine Falle."

Dann antwortete er laut:

„Ich muß zuerst den König von Frankreich hören, denn nach Eurem eigenen Geständniß, Madame, ist Alles, was Ihr da sagt, nur eine Voraussetzung.“

„Allerdings,“ sprach Catharina, „Ihr könnt Euch aber immerhin über Eure Absichten erklären.“

„Ei, mein Gott!“ erwiederte Heinrich in unschuldigem Tone, „da ich keine Ansprüche habe, so habe ich auch keine Absichten.“

„Das heißt nicht antworten,“ sagte Catharina, welche fühlte, daß die Zeit drängte, und sich von ihrem Zorne hinreißen ließ; „sprecht Euch auf die eine oder auf die andere Art aus.“

„Ich kann mich nicht über Voraussetzungen aussprechen. Es ist eine so schwierige und besonders so ernste Sache, einen bestimmten Entschluß zu fassen, daß man die Wirklichkeit abwarten muß.“

„Hört, mein Herr,“ sagte Catharina, „es ist keine Zeit zu verlieren, und wir verlieren sie in leerem Streite und in gegenseitigen Feinheiten. Spielen wir unser Spiel als König und Königin. Nehmt Ihr die Regentschaft an, so seyd Ihr todt.“

„Der König lebt,“ dachte Heinrich.

Dann sprach er laut und mit festem Tone:

„Madame, Gott hält das Leben der Menschen und der Könige in seinen Händen; er wird mich erleuchten. Man melde Seiner Majestät, ich sey bereit, vor ihm zu erscheinen.“

„Bedenkt es wohl, mein Herr.“

„Seit den zwei Jahren, die ich geächtet bin, seit dem Monat, den ich gefangen gehalten werde,“ antwortete Heinrich mit ernstem Tone, „habe ich Zeit gehabt, nachzudenken, und ich habe nachgedacht. Wollt also die Güte haben, zu dem König hinabzugehen und ihm zu sagen, ich folge Euch. Diese zwei Braven,“ fügte Heinrich, auf die zwei Soldaten deutend, bei, „werden darüber wachen, daß ich nicht entfliehe. Ueberdies ist dies gar nicht meine Absicht.“

Es lag ein solcher Ausdruck von Festigkeit in den Worten von Heinrich, daß Catharina wohl einsah, alle ihre Versuche, unter welcher Form sie auch verkleidet wären, würden nichts über ihn gewinnen, und sie stieg deshalb in Eile hinab.

Sobald sie verschwunden war, eilte Heinrich an die Brüstung und machte von Mouy ein Zeichen, womit er sagen wollte: „Nähert Euch und haltet Euch auf jedes Ereigniß bereit.“

Von Mouy, welcher abgestiegen war, schwang sich in den Sattel, ritt im Galopp mit dem Handpferde vor und faßte zwei Büchsenschüsse von dem Thurme Posto.

Heinrich dankte ihm mit einer Geberde und ging hinab.

Auf dem ersten Treppenabsatze fand er die zwei Soldaten, welche auf ihn warteten.

Ein doppelter Posten von Schweizern und Chevauxlegers bewachte den Eingang der Höfe, und man mußte durch eine doppelte Reihe von Partisanen schreiten, um in das Schloß zu kommen oder hinaus zu gelangen.

Catharina hatte hier angehalten und wartete.

Sie hieß die zwei Soldaten, welche Heinrich folgten, sich entfernen, legte eine von ihren Händen auf seinen Arm und sprach:

„Dieser Hof hat zwei Thore; an jenem, welches Ihr hinter den Gemächern des Königs seht, erwarten Euch, wenn Ihr die Regentschaft ausschlagt, ein gutes Pferd und die Freiheit; an diesem, durch welches Ihr so eben gegangen, wenn Ihr auf die Stimme des Ehrgeizes hört . . . Was sagt Ihr?“

„Ich sage, wenn der König mich zum Regenten macht, Madame, so werde ich den Soldaten Befehle geben, nicht Ihr. Ich sage, wenn ich in der Nacht aus dem Schlosse gehe, werden sich alle diese Piken, alle diese Hellebarden, alle diese Musketen vor mir senken.“

„Wahnsinniger!“ murmelte Catharina außer sich,

„glaube mir, spiele mit Catharina nicht das furchtbare Spiel um Leben und Tod.“

„Warum nicht?“ versetzte Heinrich, Catharina fest anschauend; „warum nicht eben so gut mit Euch, als mit jedem Anderen, da ich bis jetzt gewonnen habe?“

„Geht also zu dem König hinauf, mein Herr, da Ihr weder glauben noch hören wollt,“ sagte Catharina mit einer Hand auf die Treppe deutend, mit der andern mit einem von den zwei vergifteten Dolchen spielend, welche sie in der historisch gewordenen Scheide von schwarzem Chagrin trug.

„Geht zuerst hinauf, Madame,“ erwiederte Heinrich; „so lange ich nicht Regent bin, gebührt Euch die Ehre des Vortritts.“

Catharina errieth alle seine Absichten, wagte es aber nicht, dagegen zu kämpfen, und ging voraus.

XVI.

Die Regentschaft.

Der König fing an ungeduldig zu werden. Er hatte Herrn von Nancey in sein Zimmer rufen lassen und ihm Befehl gegeben, Heinrich zu holen, als dieser erschien.

Karl stieß einen Freudenschrei aus, und Heinrich blieb erschrocken, als ob er sich einer Leiche gegenüber gesehen hätte.

Die zwei Aerzte, welche sich an seiner Seite befanden, entfernten sich; der Priester, der den unglücklichen Fürsten zu einem christlichen Ende ermahnt hatte, zog sich ebenfalls zurück.

Karl IX. war nicht beliebt, und doch weinte man viel in den Vorzimmern. Bei dem Tode der Könige, wie sie auch gewesen seyn mögen, gibt es immer Leute,

die etwas verlieren und dieses Etwas unter dem Nachfolger nicht wieder zu finden fürchten.

Diese Trauer, das Schluchzen, die Worte von Catharina, die finstern und majestätischen Zubereitungen bei den letzten Augenblicken eines Königs, der Anblick dieses Königs selbst, welcher von einer Krankheit befallen war, von der die Wissenschaft damals noch kein Beispiel gehabt hatte, brachten auf den noch jungen und folglich für Eindrücke empfänglichen Geist von Heinrich eine so furchtbare Wirkung hervor, daß er, obgleich entschlossen, bei Karl keine neue Unruhe über seinen Zustand zu veranlassen, wie gesagt, unfähig war, das Gefühl des Schreckens zurückzudrängen, das sich auf seinem Gesichte ausprägte, als er den König ganz von Blut triefend erblickte.

Karl lächelte traurig; den Sterbenden entgeht kein Eindruck bei ihrer Umgebung.

„Kommt hieher, Henriot," sagte er, seinem Schwager die Hand reichend, mit einer Weichheit der Stimme, welche Heinrich bis dahin nie bei ihm wahrgenommen hatte. „Kommt, denn es würde mir wehe thun, Euch nicht zu sehen; ich habe Euch in meinem Leben viel geplagt, mein armer Freund, und glaubt mir, ich mache es mir jetzt zum Vorwurf. Zuweilen habe ich denjenigen, welche Euch verfolgten, die Hände gereicht; aber ein König ist nicht Herr der Ereignisse, und außer meiner Mutter Catharina, außer meinem Bruder Anjou, außer meinem Bruder Alençon, hatte ich über mir während meines Lebens etwas Beengendes, was von dem Tage, wo ich den Tod berühre, aufhört: die Staatsraison."

„Sire," stammelte Heinrich, „ich erinnere mich an nichts mehr, als an die Liebe, die ich stets für meinen Schwager hegte, und an die Achtung, welche ich stets für meinen König gehabt habe."

„Ja, ja, Du hast Recht," sagte Karl, „und ich bin Dir dankbar, daß Du so sprichst, Henriot; denn

Du hast in der That viel gelitten unter meiner Regierung, abgesehen davon, daß während dieser Zeit Deine arme Mutter gestorben ist. Aber Du mußtest sehen, daß man mich oft angetrieben hat. Zuweilen widerstand ich, zuweilen aber auch gab ich aus Ermüdung nach. Doch Du hast es gesagt, wir wollen nicht mehr von der Vergangenheit sprechen, nun da mich die Gegenwart drängt, da mich die Zukunft erschreckt."

Und diese Worte sprechend, verbarg der arme König sein leichenblasses Gesicht in seinen fleischlosen Händen.

Dann nach kurzem Stillschweigen fuhr er, indem er sein Haupt schüttelte, um diesen traurigen Gedanken daraus zu verjagen, und dabei einen Blutthau um sich regnen ließ, mit leiser Stimme und sich gegen Heinrich vorbeugend fort:

„Man muß den Staat retten, man muß es verhindern, daß er in die Hände von Fanatikern oder Frauen fällt."

Karl sprach diese Worte, wie gesagt, mit leiser Stimme, und dennoch glaubte er hinter der Tapete des Bettes etwas wie einen dumpfen Ausruf des Zornes zu vernehmen. Vielleicht gestattete eine, ohne daß es Karl selbst wußte, in der Wand angebrachte Oeffnung der Königin Catharina. diese letzte Unterredung zu belauschen.

„Von Frauen?" versetzte der König von Navarra, um eine Erklärung hervorzurufen.

„Ja, Heinrich," sagte Karl, „meine Mutter will die Regentschaft, bis mein Bruder von Polen zurückkehrt. Aber höre, was ich Dir sage, er wird nicht zurückkommen."

„Wie! er wird nicht zurückkommen? . . ." rief Heinrich, dessen Herz in der Stille vor Freude jauchzte.

„Nein, er wird nicht zurückkommen," fuhr Karl fort; „seine Unterthanen werden ihn nicht gehen lassen."

„Aber glaubt Ihr nicht, mein Bruder, daß die Königin Mutter ihm zum Voraus geschrieben hat?"

„Allerdings; aber Nancey hat den Courier in Chateau-Thierry aufgefangen und mir den Brief zurückge-

bracht. Diesem Briefe nach sollte ich sterben, wie sie sagte. Doch ich schrieb auch nach Warschau; mein Brief, ich bin es fest überzeugt, ist dort angekommen, und mein Bruder wird überwacht seyn. Somit wird aller Wahrscheinlichkeit nach der Thron erledigt."

Ein zweites Schauern, noch merklicher als das erste Mal, machte sich in dem Alkoven hörbar.

„Sie ist offenbar da," sagte Heinrich zu sich selbst; „sie horcht, sie wartet."

Karl hörte nichts.

„Ich sterbe nun ohne männliche Erben," fuhr er fort.

Dann hielt er inne: ein süßer Gedanke schien sein Antlitz zu erleuchten, und seine Hand auf die Schulter des Königs von Navarra legend, sprach Karl:

„Ach! erinnerst Du Dich, Henriot, erinnerst Du Dich des armen kleinen Kindes, das ich Dir eines Abends, schlummernd und von einem Engel bewacht, gezeigt habe? Ach! Henriot, sie werden es mir tödten! . . . ."

„Oh, Sire!" rief Heinrich, die Augen von Thränen befeuchtet, „ich schwöre Euch vor Gott, daß ich Tag und Nacht über seinem Leben wachen werde. Befehlt, mein König."

„Ich danke, Henriot, ich danke," sprach der König mit einem Ergusse, der seinem Charakter sehr ferne war und nur aus der Lage der Dinge hervorgehen konnte. „Ich nehme Dein Wort an. Mache keinen König aus ihm, . . . glücklicher Weise ist es nicht für den Thron geboren, . . sondern einen glücklichen Menschen. Ich hinterlasse ihm ein unabhängiges Vermögen; es besitze den Adel seiner Mutter, den des Herzens. Vielleicht wäre es besser für das Kind, wenn man es für die Kirche bestimmen würde; es dürfte weniger Furcht einflößen. Oh! mir däucht, ich würde, wenn nicht glücklicher, doch ruhiger sterben, hätte ich hier zu meinem Troste die Liebkosungen des Kleinen und das sanfte Gesicht der Mutter."

„Sire, könnt Ihr sie nicht holen lassen?“

„Die Unglücklichen! sie würden nicht von hier wegkommen. Es ist eine den Königen vorgeschriebene Bedingung: sie dürfen weder nach ihrem Gefallen leben, noch darnach sterben. Aber seitdem ich Dein Versprechen habe, bin ich ruhiger.“

Heinrich dachte nach.

„Ja allerdings, ich habe versprochen, mein König; werde ich aber auch halten können?“

„Was willst Du damit sagen?“

„Ich selbst, werde ich nicht geächtet, mehr noch bedroht seyn, als der Kleine? Denn ich, ich bin ein Mann, und er ist nur ein Kind.“

„Du täuschest Dich,“ antwortete Karl; „bin ich einmal todt, so wirst Du stark und mächtig, und Dieses wird Dir Kraft und Macht verleihen.“

Bei diesen Worten zog der Sterbende ein Pergament unter seinem Kopfkissen hervor.

„Nimm,“ sagte er.

Heinrich durchlief das mit dem königlichen Siegel versehene Blatt.

„Mir die Regentschaft?“ fragte er vor Freude erbleichend.

„Ja, Dir die Regentschaft in Erwartung der Rückkehr des Herzogs von Anjou, und da der Herzog aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zurückkehren wird, so verleiht Dir dieses Papier nicht die Regentschaft, sondern den Thron.“

„Mir den Thron?“ murmelte Heinrich.

„Ja,“ sprach Karl, „Dir, der allein würdig und besonders fähig ist, diese galanten Wüstlinge, diese verlorenen Töchter zu regieren, die von Blut und Thränen leben. Mein Bruder Alençon ist ein Verräther; er wird ein Verräther gegen Alle seyn. Laß ihn also in dem Thurme, in welchen ich ihn gesperrt habe. Meine Mutter wird Dich umbringen wollen, verbanne sie. Mein Bruder Anjou wird in deri, in vier Monaten, in einem

Jahr vielleicht Warschau verlassen und Dir die Gewalt streitig machen; antworte Heinrich durch ein Breve des Papstes. Ich habe diese Sache durch meinen Botschafter, den Herzog von Nevers, unterhandelt, und Du wirst unverzüglich das Breve erhalten."

„Oh, mein König!"

„Fürchte nur Eines, Heinrich, den Bürgerkrieg. Bleibst Du jedoch bekehrt, so vermeidest Du ihn; denn die Hugenottenpartei hat nur unter der Bedingung Bestand, daß Du Dich an die Spitze derselben stellst, und Herr von Condé besitzt nicht die Kraft, gegen Dich zu kämpfen. Frankreich ist ein Land der Ebenen, Heinrich, folglich ein katholisches Land. Der König von Frankreich muß der König der Katholiken und nicht der der Hugenotten sein; denn der König von Frankreich muß der König der Mehrzahl seyn. Man sagt, ich fühle Gewissensbisse, daß ich die Bartholomäusnacht gemacht habe; Zweifel, ja; Gewissensbisse, nein. Man sagt: ich schwitze das Blut der Hugenotten durch alle Poren. Ich weiß, was ich ausschwitze, Arsenik und nicht Blut."

„Oh! Sire, was sagt Ihr?"

„Nichts. Soll mein Tod gerächt werden, Henriot, so soll es durch Gott allein geschehen. Sprechen wir hievon nur noch, um die Ereignisse vorherzusehen, welche die Folgen davon seyn werden. Ich hinterlasse Dir ein gutes Parlament, ein erprobtes Heer. Stütze Dich auf das Parlament und auf das Heer, um Deinen zwei einzigen Feinden, meiner Mutter und dem Herzog von Alençon, zu widerstehen."

In diesem Augenblick hörte man in der Vorhalle ein dumpfes Geräusch von Waffen und militärischen Befehlen.

„Ich bin todt," murmelte Heinrich.

„Du fürchtest, Du zögerst?" sagte Karl unruhig.

„Ich!" versetzte Heinrich, „nein, ich fürchte nicht; nein, ich zögere nicht: ich nehme an."

Karl reichte ihm die Hand. Und da sich in diesem

Augenblick seine Amme ihm näherte, einen Trank in der Hand haltend, den sie in dem anstoßenden Zimmer bereitet hatte, ohne darauf Achtung zu geben, daß sich das Geschick von Frankreich drei Schritte von ihr entschied, sprach er:

„Rufe meine Mutter, gute Amme, und sage auch, man möge Herrn von Alençon kommen lassen.“

XVII.

Der König ist todt: es lebe der König!

Catharina und der Herzog von Alençon traten, Beide leichenbleich vor Schrecken und zitternd vor Wuth, ein paar Minuten nachher ein. Catharina wußte, wie es Heinrich errathen, Alles und hatte Franz mit wenigen Worten Alles mitgetheilt. Sie machten einige Schritte und blieben dann wartend stehen.

Heinrich stand oben an dem Bette von Karl.

Der König wußte nicht, was vorgegangen war, und erklärte ihnen seinen Willen.

„Madame,“ sagte er zu seiner Mutter, „hätte ich einen Sohn, so würdet Ihr Regentin, oder in Ermangelung von Euch würde es der König von Polen, oder in Ermangelung des Königs von Polen mein Bruder Franz; aber ich habe keinen Sohn, und nach mir gehört der Thron meinem Bruder, dem Herzog von Anjou, welcher abwesend ist. Da er früher oder später erscheinen wird, um diesen Thron zu fordern, so soll er nach meinem Willen nicht einen Menschen an seinem Platze treffen, der durch beinahe gleiche Rechte ihm seine Ansprüche streitig machen könnte und folglich das Königreich Prätendenten-Kriegen preisgeben würde. Darum nehme ich Euch nicht zur Regentin, Madame; denn Ihr hättet zwischen Euren zwei Söhnen zu wählen, was sehr pein-

lich für Euer Herz wäre. Darum wähle ich nicht meinen Bruder Franz, denn Franz könnte zu seinem älteren Bruder sagen: „„Ihr hattet einen Thron, warum verließet Ihr denselben?““ — Nein, ich wähle einen Regenten, der die Krone in Verwahrung nehmen kann und sie in seinen Händen und nicht auf seinem Kopf behält. Diesen Regenten, begrüßt ihn, Madame, begrüßt ihn, mein Bruder; dieser Regent ist der König von Navarra.“

Und mit einer Geberde des höchsten Befehles begrüßte er Heinrich mit der Hand.

Catharina und Alençon machten eine Bewegung, welche zwischen einem Nervenzittern und einem Gruße mitten inne stand.

„Nehmt, durchlauchtiger Regent,“ sprach Karl zu dem König von Navarra, „hier ist das Pergament, das Euch bis zur Rückkehr des Königs von Polen den Oberbefehl über die Armeen, die Schlüssel des Schatzes, das königliche Recht und die königliche Gewalt verleiht.“

Catharina verschlang Heinrich mit dem Blicke; Franz war so wankend, daß er sich kaum aufrecht zu halten vermochte; aber die Schwäche des Einen und die Festigkeit der Andern zeigten ihm, statt ihn zu beruhigen, die ihn ganz von Nahem bedrohende Gefahr.

Heinrich machte nichtsdestoweniger eine heftige Anstrengung, und seine Furcht überwältigend nahm er die Rolle aus den Händen des Königs, richtete sich in seiner ganzen Höhe auf und heftete auf Catharina und Franz einen Blick, mit dem er wohl sagen wollte:

„Nehmt Euch in Acht, ich bin Euer Gebieter.“

Catharina begriff diesen Blick.

„Nein, nein, nie!“ sagte sie; „nie soll mein Geschlecht das Haupt unter einem fremden Geschlechte beugen; nie soll ein Bourbon in Frankreich regieren, so lange ein Valois übrig bleibt.“

„Meine Mutter, meine Mutter,“ rief Karl IX., sich furchtbarer als je in seinem Bette mit den gerötheten Tüchern erhebend, „nehmt Euch in Acht, noch bin ich

König, nicht mehr für lange Zeit, ich weiß es wohl, aber es bedarf nicht langer Zeit, um die Mörder und Giftmischer zu bestrafen."

„Wohl, so gebt diesen Befehl, wenn Ihr es wagt. Ich, ich werde die meinigen geben. Kommt, Franz, kommt!"

Und sie ging, den Herzog von Alençon mit sich ziehend, rasch hinaus.

„Nancey!" rief Karl. „Nancey, herbei, herbei! Ich befehle es, ich will es, verhaftet meine Mutter, verhaftet meinen Bruder, verhaftet..."

Ein Blutstrom schnitt Karl das Wort in dem Augenblick ab, wo der Kapitän der Garden die Thüre öffnete und der König röchelte halb erstickt auf seinem Bette.

Nancey hatte nur seinen Namen gehört. Die Befehle, welche darauf gefolgt waren, hatten sich, minder deutlich ausgesprochen, in der Luft verloren.

„Bewacht die Thüre," sagte Heinrich, „und laßt Niemand eintreten."

Nancey verbeugte sich und ging ab.

Heinrich richtete seine Augen wieder auf den leblosen Körper, den man für eine Leiche hätte halten können, würde nicht ein leichter Hauch die Schaumfranse bewegt haben, welche seine Lippen umgab.

Er betrachtete den König lange und sagte dann, mit sich selbst sprechend:

„Das ist der entscheidende Augenblick.... soll ich regieren? soll ich leben?"

In derselben Sekunde hob sich der Vorhang des Alkoven, ein bleiches Haupt erschien dahinter und eine Stimme ertönte mitten unter dem Schweigen des Todes, das in dem königlichen Zimmer herrschte.

„Lebt," sagte diese Stimme.

„René!" rief Heinrich.

„Ja, Sire."

„Deine Weissagung ist also falsch: ich werde nicht König seyn?" rief Heinrich.

„Ihr werdet es seyn, Sire; aber die Stunde ist noch nicht gekommen.“

„Woher weißt Du das? Sprich! damit ich erkenne, ob ich Dir glauben soll.“

„Hört!“

„Ich höre.“

„Bückt Euch.“

Heinrich bückte sich über den Körper von Karl. René beugte sich ebenfalls. Es trennte sie nur die Breite des Bettes, und die Entfernung wurde noch durch ihre doppelte Bewegung vermindert. Zwischen Beiden lag, immer noch ohne Stimme und ohne Bewegung, der Leib des sterbenden Königs.

„Hört,“ sagte René, „durch die Königin Mutter hieher bestellt, um Euch zu verderben, will ich lieber Euch dienen, denn ich habe Vertrauen zu Eurem Horoscop, und wenn ich Euch diene, finde ich zugleich in dem, was ich thue, das Interesse meines Leibes und meiner Seele.“

„Und es ist ebenfalls die Königin, die Dir befohlen hat, mir dieses zu sagen?“ fragte Heinrich voll Zweifel und Bangigkeit.

„Nein,“ sprach René, „aber vernehmt ein Geheimniß.“

Und er neigte sich noch mehr Heinrich ahmte ihn nach, so daß ihre Köpfe sich beinahe berührten.

Diese Unterredung zweier über den Leib eines sterbenden Königs gebeugter Männer hatte etwas so Düsteres, daß sich die Haare des abergläubischen Florentiners auf seinem Haupte sträubten, indaß ein starker Schweiß auf der Stirne von Heinrich perlte.

„Hört,“ fuhr René fort, „hört ein Geheimniß, das ich allein kenne, und das ich Euch enthülle, wenn Ihr mir bei diesem Sterbenden schwört, mir den Tod Eurer Mutter zu verzeihen.“

„Ich habe es Euch bereits einmal versprochen,“ sagte Heinrich, dessen Gesicht sich merklich verdüsterte.

„Versprochen, aber nicht geschworen," versetzte René und machte eine Bewegung rückwärts.

„Ich schwöre es Euch," sprach Heinrich, seine rechte Hand über dem Haupte des Königs ausstreckend.

„Wohl, Sire," sagte der Florentiner hastig, „der König von Polen kommt."

„Nein," erwiederte Heinrich, „der Courier ist durch König Karl aufgehalten worden."

„Der König Karl hat nur einen auf der Straße nach Chateau-Thierry aufgehalten; aber die Königin Mutter hat in ihrer Vorsicht drei auf verschiedenen Wegen abgeschickt."

„Oh, wehe mir!" rief Heinrich.

„Ein Bote ist diesen Morgen von Warschau angekommen. Der König reiste hinter ihm ab, ohne daß Jemand daran dachte, sich zu widersetzen; denn in Warschau wußte man noch nichts von der Krankheit des Königs. Der Bote ist Heinrich von Anjou nur um einige Stunden voran."

„Oh! hätte ich doch wenigstens acht Tage!"

„Ja, aber Ihr habt nicht einmal acht Stunden. Hörtet Ihr das Geräusch der Waffen, die man in Bereitschaft setzt?"

„Ja."

„Diese Waffen, man hält sie für Euch bereit; sie werden kommen und Euch sogar hier in dem Zimmer des Königs morden."

„Der König ist noch nicht todt."

René schaute Karl fest an.

„In zehn Minuten wird er es seyn. Ihr habt also noch zehn Minuten, vielleicht weniger zu leben."

„Was soll ich thun?"

„Fliehen, ohne eine Minute, ohne eine Secunde zu verlieren."

„Aber wie dies? Wenn sie im Vorzimmer warten, werden sie mich tödten, sobald ich hinauskomme."

„Hört, ich wage Alles für Euch. Vergeßt es nie."

„Seyd unbesorgt.“

„Folgt mir durch diesen geheimen Gang, ich führe Euch bis zu der Schlupfpforte. Dann, um Euch Zeit zu gönnen, gehe ich zu der Königin und melde ihr, Ihr steiget eben hinab. Man wird glauben, Ihr habet diesen geheimen Gang entdeckt und denselben zu Eurer Flucht benützt. Kommt, kommt!“

Heinrich bückte sich auf Karl hinab, küßte ihn auf die Stirne und sprach:

„Gott befohlen, mein Bruder. Ich werde es nie vergessen, daß es Dein letzter Wunsch war, in mir Deinen Nachfolger zu sehen; ich werde nie vergessen, daß es Dein letzter Wille war, mich zum König zu machen. Stirb im Frieden! Im Namen unserer Brüder verzeihe ich Dir das vergossene Blut!“

„Geschwinde, geschwinde!“ sagte René, „er kommt zu sich; flieht, ehe er die Augen öffnet, flieht!“

„Amme,“ murmelte Karl, „Amme!“

Heinrich nahm von dem Kopfkissen von Karl das nun unnütze Schwert des sterbenden Königs, steckte das Pergament, welches ihn zum Regenten machte, in seine Brust, küßte Karl zum letzten Male auf die Stirne, wandte sich um das Bett und eilte durch die Oeffnung, die sich wieder hinter ihm schloß.

„Amme!“ rief der König mit stärkerer Stimme.

Die gute Frau eilte herbei.

„Nun, was gibt es, mein Charlot?“ fragte sie.

„Amme,“ sprach der König, das Augenlid geöffnet und das Auge erweitert durch die furchtbare Starrheit des Todes, „es muß etwas vorgefallen seyn, während ich schlief: ich sehe ein großes Licht; ich sehe Gott, unsern Herrn; ich sehe unsern Herrn Jesus; ich sehe die gebenedeite Jungfrau Maria. Sie beten, sie flehen für mich: der Allmächtige verzeiht mir.... Er ruft mich! Mein Gott! mein Gott! nimm mich in Deine Barmherzigkeit auf!... Mein Gott! vergiß, daß ich

König war, denn ich komme zu Dir ohne Scepter und ohne Krone. Mein Gott! vergiß die Verbrechen des Königs, um Dich nur der Leiden des Menschen zu erinnern. Mein Gott! hier bin ich!"

Und Karl, der während er diese Worte sprach, sich immer mehr erhoben hatte, gleichsam um der Stimme, die ihn rief, entgegenzugehen, stieß nur einen Seufzer aus und fiel starr und unbeweglich in die Arme seiner Amme.

Mittlerweile und während die von Catharina befehligten Soldaten sich in der Flur aufstellten, durch welche Heinrich kommen sollte, folgte dieser, von René geführt, dem geheimen Gange, erreichte die Schlupfpforte, schwang sich auf das Pferd, das seiner harrte, und jagte nach dem Orte, wo er Herrn von Mouy zu finden wußte.

Bei dem Getöse seines Pferdes, dessen Galopp das sonore Pflaster erdröhnen machte, wandten sich plötzlich einige Wachen um und riefen:

„Er flieht! er flieht!"

„Wer flieht?" schrie die Königin Mutter, sich einem Fenster nähernd.

„Der König Heinrich! der König von Navarra!" riefen die Wachen.

„Feuer!" sprach Catharina, „gebt Feuer auf ihn."

Die Wachen schlugen an; aber Heinrich war bereits zu weit entfernt.

„Er flieht!" rief die Königin Mutter, „er ist folglich besiegt!"

„Er flieht!" murmelte der Herzog von Alençon, „ich bin folglich König!"

Aber in demselben Augenblick, und während Franz und seine Mutter noch am Fenster standen, krachte die Zugbrücke unter den Hufen der Pferde. Man vernahm Waffengeklirre und ein gewaltiges Getöse. Ein junger Mann sprengte im Galopp, gefolgt von vier Edelleuten, welche wie er mit Schweiß, Staub und Schaum bedeckt waren, in den Hof und rief: „Frankreich!"

„Mein Sohn!“ schrie Catharina, beide Arme aus dem Fenster streckend.

„Meine Mutter!“ erwiederte der junge Mann, vom Pferde springend.

„Mein Bruder Anjou!“ rief Franz voll Schrecken und warf sich zurück.

„Ist es zu spät?“ fragte Heinrich von Anjou seine Mutter.

„Nein, im Gegentheil, es ist gerade die rechte Zeit. Hätte Dich Gott an der Hand geführt, er könnte Dich nicht gelegener hieher gebracht haben. Schau' und höre.“

Herr von Nancey, der Kapitän der Garden, trat wirklich auf den Balcon des königlichen Gemaches.

Alle Blicke wandten sich nach ihm.

Er brach ein Stäbchen entzwei, streckte, in jeder Hand eines von den zweien Stücken haltend, die Arme aus und rief:

„König Karl IX. ist todt! König Karl IX. ist todt! König Karl IX. ist todt!“

Und er ließ die zwei Stücke des Stäbchens fallen.

„Es lebe König Heinrich III.!“ rief nun Catharina, sich in frommer Dankbarkeit bekreuzend. „Es lebe König Heinrich III!“

Alle Stimmen, die des Herzogs Franz ausgenommen, wiederholten diesen Ruf.

„Ah! sie hat mich hintergangen,“ sprach Franz, sich die Brust mit den Nägeln zerfleischend.

„Ich siege,“ rief Chatharina, „und dieser verhaßte Bearner wird nicht regieren!“

XVIII.

Epilog.

Ein Jahr war seit dem Tode von König Karl IX. und der Thronbesteigung seines Nachfolgers abgelaufen.

König Heinrich III., glücklicher Fürst des Landes durch die Gnade Gottes und seiner Mutter Catharina, hatte sich zu einer schönen Procession zu Ehren Unserer Lieben Frau von Clery begeben.

Er war mit der Königin seiner Gemahlin und dem ganzen Hofe zu Fuße abgegangen.

König Heinrich III. konnte sich wohl diesen kleinen Zeitvertreib erlauben: keine ernste Sorge nahm ihn zu dieser Stunde in Anspruch. Der König von Navarra befand sich in Navarra, wo er schon so lange zu seyn gewünscht hatte, und beschäftigte sich viel, wie man sagte, mit einem hübschen Mädchen aus dem Blute der Montmorency, das er die Fosseuse nannte. Margarethe war bei ihm, traurig und düster; sie fand in seinen schönen Gebirgen keine Zerstreuung, aber doch wenigstens eine Erleichterung für die zwei großen Schmerzen ihres Lebens: die Abwesenheit und den Tod.

Paris war sehr ruhig und die Königin Mutter, die man, seit ihr geliebter Sohn Heinrich König war, wirklich als Regentin betrachten konnte, hielt sich daselbst abwechselnd im Louvre und im Hôtel de Soissons auf, das auf der Stelle lag, welches gegenwärtig die Fruchthalle bedeckt, und wovon nur noch die zierliche Säule übrig ist, die man vor der Straße sieht.

Sie war eines Abends damit beschäftigt, die Gestirne mit René zu studiren, von dessen kleinen Verräthereien sie nichts wußte, und der bei ihr durch das falsche Zeugniß, das er in der Angelegenheit von Co-

connas und La Mole abgelegt hatte, wieder in Gnade gekommen war, als man ihr meldete, ein Mann, der ihr eine Sache von größter Wichtigkeit mittheilen zu müssen behaupte, warte in ihrem Betzimmer.

Sie ging rasch hinab und fand Herrn von Maurevel.

„Er ist hier!“ rief der ehemalige Kapitän der Petardirer, der gegen die königliche Etiquette Catharina keine Zeit ließ, das Wort an ihn zu richten.

„Wer, er?“ sagte Catharina.

„Wer soll es seyn, Madame, wenn nicht der König von Navarra?“

„Hier?“ versetzte Catharina; „hier! . . . er! . . . Heinrich! . . . Und was will der Unkluge hier?“

„Wenn man dem Anscheine glauben dürfte, so käme er, um Frau von Sauve zu sehen. Glaubt man der Wahrscheinlichkeit, so kommt er, um gegen den König zu conspiriren.“

„Und woher wißt Ihr, daß er hier ist?“

„Gestern sah ich ihn in ein Haus treten, und einen Augenblick nachher kam Frau von Sauve eben dahin.“

„Wißt Ihr gewiß, daß er es ist?“

„Ich wartete seine Rückkehr ab, das heißt, ich wartete einen Theil der Nacht. Um drei Uhr begaben sich die zwei Liebenden wieder auf den Weg. Der König führte Frau von Sauve bis zu der Pforte des Louvre. Hier trat sie mit Hülfe des Concierge, der ohne Zweifel in ihrem Interesse ist, ohne beunruhigt zu werden ein, und der König kehrte ein Lied trällernd und mit so freiem Schritte zurück, als wäre er mitten in seinem Gebirge.“

„Wohin ist er zurückgekehrt?“

„In die Rue de l'Arbre-Sec, in den Gasthof zum Schönen Gestirn, zu demselben Wirthe, wo die zwei Zauberer wohnten, welche Eure Majestät enthaupten ließ.“

„Warum habt Ihr mir das nicht sogleich gemeldet?“

„Weil ich meiner Sache noch nicht gewiß genug war.“

„Während jetzt? . . .“

„Jetzt bin ich es.“

„Ihr habt ihn gesehen?“

„Vollkommen. Ich lag bei einem Weinhändler gegenüber im Hinterhalt; ich sah ihn zuerst in dasselbe Haus wie am Abend vorher eintreten; dann, da Frau von Sauve zögerte, hielt er unkluger Weise sein Gesicht an eine Fensterscheibe im ersten Stocke, und diesmal blieb mir kein Zweifel mehr. Ueberdies kam einen Augenblick nachher Frau von Sauve abermals zu ihm.“

„Und Ihr glaubt, sie werden wie in der vergangenen Nacht bis drei Uhr Morgens bleiben?“

„Es ist wahrscheinlich.“

„Wo ist dieses Haus?“

„Bei der Croix-des-Petits-Champs, gegen Saint-Honoré.“

„Gut. Herr von Sauve kennt Eure Handschrift nicht?“

„Nein.“

„Setzt Euch und schreibt.“

Maurevel gehorchte, nahm eine Feder und sprach: „Madame, ich bin bereit.“

Catharina dictirte:

„Während der Baron von Sauve seinen Dienst im Louvre thut, ist die Baronin mit einem ihr befreundeten Laffen in einem Hause in der Nähe der Croix-des-Petits-Champs, gegen Saint-Honoré; der Baron kann das Haus an einem rothen Kreuze erkennen, das man an die Mauer machen wird.“

„Was soll ich hiemit thun?“ fragte Maurevel.

„Macht eine Abschrift von diesem Briefe,“ sprach Catharina.

Maurevel gehorchte.

„Nun laßt einen von diesen Briefen durch einen gewandten Menschen dem Baron von Sauve zustellen,“ sagte die Königin, „und den andern soll dieser Mensch in den Gängen des Louvre fallen lassen.“

„Ich begreife nicht," versetzte Maurevel.

Catharina zuckte die Achseln.

„Ihr begreift nicht, daß ein Ehemann, der einen solchen Brief erhält, sich ärgert?"

„Wie mir scheint, ärgerte er sich nicht zur Zeit des Königs von Navarra."

„Einem König gehen Dinge hin, die einem einfachen Liebhaber nicht hingehen. Aergert er sich übrigens nicht, so werdet Ihr Euch für ihn ärgern."

„Ich?"

„Allerdings."

„Ihr nehmt einen Mann, sechs Mann, wenn es seyn muß, Ihr vermummt Euch, sprengt die Thüre, als ob Ihr von dem Baron abgeschickt wäret, Ihr überrascht die Liebenden mitten in ihrer geheimen Zusammenkunft, Ihr schlagt im Namen des Gatten, und das Billet, welches in einem Gange des Louvre verloren und von einer guten Seele gefunden worden ist, die es bereits in Umlauf gebracht hat, beweist am andern Tage, daß es eine Rache des Mannes gewesen ist. Nur hat es der Zufall gefügt, daß der Liebhaber der König von Navarra war; aber wer konnte dieß errathen, da Jedermann glaubte, er wäre in Pau."

Maurevel schaute Catharina voll Bewunderung an, und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung.

Zu gleicher Zeit, da Maurevel das Hotel Soissons verließ, trat Frau von Sauve in das kleine Haus der Croix-des-Petits-Champs.

Heinrich erwartete sie an der halb geöffneten Thüre.

Sobald er sie auf der Treppe erblickte, fragte er:

„Man ist Euch nicht gefolgt?"

„Nein," erwiederte Charlotte, „wenigstens nicht, daß ich es wüßte."

„Ich meines Theils glaube, man ist mir nicht nur in der vergangenen Nacht, sondern auch diesen Abend gefolgt."

„Ah! mein Gott, Ihr erschreckt mich, Sire; wenn ein gutes Andenken, das Ihr einer alten Freundin gönnt, eine schlimme Folge für Euch hätte, ich wäre untröstlich."

„Seyd unbesorgt, Geliebte," sagte der Bearner, „wir haben drei Schwerter, welche im Schatten wachen."

„Drei, das ist sehr wenig, Sire."

„Das ist genug, wenn diese Schwerter Mouy, Saucourt und Barthélemy heißen."

„Herr von Mouy ist also mit Euch in Paris?"

„Allerdings."

„Er wagte es, in die Hauptstadt zurückzukehren? Er hat also wie Ihr irgend eine arme Frau, welche in ihn verliebt ist?"

„Nein, aber einen Feind, dessen Tod er geschworen hat. Nur der Haß, meine Theure, läßt den Menschen so viele Thorheiten begehen als die Liebe."

„Ich danke, Sire."

„Oh, ich sage das nicht in Beziehung auf die gegenwärtigen Thorheiten, sondern in Beziehung auf die vorhergegangenen und zukünftigen. Aber streiten wir nicht hierüber, wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Ihr habt also immer noch im Sinne, abzureisen?"

„Diese Nacht."

„Die Angelegenheiten, deren wegen Ihr nach Paris gekommen seyd, sind beendigt?"

„Ich bin Euretwegen gekommen."

„Gascogner!"

„Ventre-saint-gris! mein Liebchen, ich spreche die Wahrheit; aber fort mit diesen Erinnerungen, ich habe noch zwei oder drei Stunden, um glücklich zu seyn, und dann eine Trennung auf Ewig."

„Ah! Sire," sprach Frau von Sauve, „es gibt nichts Ewiges, als meine Liebe."

Heinrich sagte kurz zuvor, er hätte keine Zeit zum Streiten; er stritt also nicht, er glaubte, oder der Skeptiker gab sich wenigstens den Anschein, als ob er glaubte.

Herr von Mouy und seine Gefährten waren, wie dies der König von Navarra erwähnt, mittlerweile in der Umgegend des Hauses verborgen. Der Verabredung gemäß sollte Heinrich das kleine Haus um Mitternacht statt um drei Uhr verlassen; man würde sodann Frau von Sauve in den Louvre zurückbegleiten und von da sich nach der Rue de la Cerisaie begeben, wo Maurevel wohnte.

Erst im Verlaufe des Tages hatte Herr von Mouy endlich sichere Nachricht von dem Hause bekommen, das sein Feind bewohnte.

Sie waren ungefähr seit einer Stunde an ihrem Posten, als sie einen Menschen, auf einige Schritte von fünf andern gefolgt, erblickten, der sich der Thüre des kleinen Hauses näherte und nach einander verschiedene Schlüssel versuchte.

Bei diesem Anblick machte Herr von Mouy, der in der Vertiefung einer benachbarten Thüre verborgen war, nur einen Sprung von seinem Verstecke bis zu diesem Menschen und faßte ihn beim Arme.

„Wartet einen Augenblick," sagte er; „man geht nicht da hinein."

Der Mensch machte einen Satz zurück, und hiebei fiel ihm sein Hut vom Kopfe.

„Mouy von Saint-Phale!" rief er.

„Maurevel!" brüllte der Hugenott, sein Schwert erhebend. „Ich suche Dich, Du kommst mir entgegen, ich danke!"

Aber der Grimm ließ ihn Heinrich nicht vergessen, und sich gegen das Fenster umwendend pfiff er auf die Weise, der Bearner-Hirten.

„Das wird genügen," sagte er zu Saucourt. „Nun herbei, Mörder, herbei!"

Und er stürzte auf Maurevel zu.

Dieser hatte Zeit gehabt, eine Pistole aus seinem Gürtel zu ziehen.

„Ah! diesmal," sprach der Todtschläger des Königs,

auf den jungen Mann zielend, „diesmal glaube ich, daß Du todt bist.“

Und er drückte los. Aber Herr von Mouy warf sich auf die rechte Seite, und die Kugel zischte vorüber, ohne ihn zu treffen,

„Nun ist die Reihe an mir,“ rief der junge Mann. Und er brachte Maurevel einen so furchtbaren Schwertstreich bei, daß die scharfe Spitze, obgleich der Streich den ledernen Gürtel traf, das Hinderniß durchdrang und tief in das Fleisch ging.

Der Mörder stieß einen wilden Schrei aus, der einen so tiefen Schmerz kundgab, daß die Sbirren, welche ihn begleiteten, glaubten, er wäre auf den Tod verwundet, und erschrocken in der Richtnng der Rue Saint-Honoré entflohen.

Maurevel war nicht tapfer. Als er sah, daß er von seinen Leuten verlassen war, und da er einen Gegner, wie Mouy, vor sich hatte, suchte er ebenfalls die Flucht zu ergreifen und eilte, um Hülfe schreiend, auf demselben Wege fort, den die Sbirren genommen hatten.

Herr von Mouy, Saucourt und Barthélemy verfolgten dieselben von ihrem Eifer fortgerissen.

Als sie in die Rue de Grenelle gelangten, in die sie gelaufen waren, um ihnen den Weg abzuschneiden, öffnete sich ein Fenster, und ein Mann sprang aus dem ersten Stocke auf die vom Regen frisch benetzte Erde.

Es war Heinrich.

Das Pfeifen von Herrn von Mouy hatte ihn auf irgend eine Gefahr aufmerksam gemacht, der Pistolenschuß zeigte ihm an, daß die Gefahr groß war, und bewog ihn, seinen Freunden zu Hülfe zu eilen.

Feurig, kräftig, stürzte er ihnen mit dem Schwerte in der Hand nach.

Ein Schrei leitete ihn: er kam von der Barrière des Sergents. Es war Maurevel, der, sich von Mouy bedrängt fühlend, zum zweiten Male seine vom Schrecken fortgerissenen Leute zu Hülfe rief.

Er mußte sich umdrehen oder von hinten erdolcht werden. Maurevel wandte sich um, begegnete dem Eisen seines Feindes und führte beinahe in demselben Augenblick einen so geschickten Stoß gegen ihn, daß seine Schärpe durchbohrt wurde. Aber Herr von Mouy stieß sogleich nach, das Schwert drang abermals in das Fleisch, und ein doppelter Blutstrahl sprang aus einer doppelten Wunde hervor.

„Frisch auf! Mouy," rief Heinrich, welcher eben ankam, „frisch auf!"

Herr von Mouy bedurfte keiner Ermuthigung. Er griff Maurevel auf's Neue an, aber dieser erwartete ihn nicht. Seine linke Hand an seine Wunde haltend, nahm er einen verzweiflungsvollen Lauf.

„Schlag' ihn rasch todt," rief der König. „Seine Soldaten halten an, und die Verzweiflung der Feigen taugt nichts für die Braven."

Maurevel, dessen Lungen beinahe zersprangen, dessen Athem pfiff, dem ein blutiger Schweiß auf dem Leibe stand, fiel plötzlich vor Erschöpfung nieder, aber rasch erhob er sich wieder, und sich auf einem Knie umdrehend, bot er Mouy die Spitze seines Schwertes.

„Freunde, Freunde!" rief Maurevel, „sie sind nur zu Zwei! Feuer! schießt auf sie!"

Saucourt und Barthélemy hatten sich wirklich bei der Verfolgung von zwei Sbirren, welche durch die Rue des Poulies fortgelaufen waren, verirrt, und der König und Herr von Mouy befanden sich allein den vier Menschen gegenüber.

„Feuer!" brüllte Maurevel fortwährend, indeß einer von seinen Soldaten wirklich mit seiner Büchse anschlug.

„Ja, aber zuvor stirb, Verräther, stirb, Elender, stirb verdammt wie ein Mörder!" rief Herr von Mouy.

Und er ergriff mit der einen Hand das schneidende Schwert von Maurevel und tauchte mit der andern das seinige von oben nach unten seinem Feinde in die Brust, und zwar mit solcher Kraft, daß er ihn an die Erde spießte.

„Hab' Acht! hab' Acht!“ rief Heinrich.

Mouy ließ seinen Degen in dem Körper von Maurevel und machte einen Sprung rückwärts, denn ein Soldat hatte auf ihn angeschlagen und war im Begriff, ihn niederzuschießen.

In demselben Augenblicke durchbohrte Heinrich den Soldaten mit seinem Degen, und dieser fiel, einen Schrei ausstoßend, neben Maurevel nieder.

Die zwei anderen Soldaten ergriffen die Flucht.

„Komm'! Mouy, komm'!“ rief Heinrich. „Verlieren wir keinen Augenblick; würden wir erkannt, so wäre es um uns geschehen.“

„Wartet, Sire, mein Schwert,“ sprach Mouy. „Glaubt Ihr, ich werde es in dem Leibe des Elenden lassen?“

Und er näherte sich Maurevel, welcher scheinbar bewegungslos auf der Erde lag; aber in dem Augenblick, wo Mouy mit der Hand den Griff seines Degens faßte, welcher wirklich in dem Leibe von Maurevel stecken geblieben war, erhob sich dieser bewaffnet mit der Büchse, die der Soldat hatte fallen lassen, und schoß die Kugel Herrn von Mouy mitten in die Brust.

Der junge Mann stürzte nieder, ohne einen Schrei auszustoßen.

Heinrich warf sich auf Maurevel, aber dieser war ebenfalls zusammengebrochen, und sein Degen durchdrang nur eine Leiche.

Der König mußte fliehen; das Geräusch hatte viele Personen herbeigezogen, die Nachtwache konnte kommen. Heinrich suchte unter den Neugierigen ein bekanntes Gesicht und stieß plötzlich einen Freudenschrei aus.

Er hatte Meister La Hurière erkannt.

Da die Scene am Fuße der Croix du Trahoir, das heißt vor der Rue de l'Arbre-Sec vorfiel, so hatte unser alter Bekannter, dessen von Natur trübe Laune seit dem Tode von La Mole und Coconnas, seinen zwei geliebten Gästen, noch trauriger geworden war, seine Oefen und

Casserole verlassen, wo er eben das Abendbrod für den König von Navarra bereitete, und war herbeigelaufen.

„Mein lieber La Hurière," sagte Heinrich, „ich empfehle Euch Herrn von Mouy, obgleich ich sehr befürchte, daß nichts mehr für ihn zu thun ist. Schafft ihn in Euer Haus, und wenn er noch lebt, spart nichts; hier ist meine Börse; was den Andern betrifft, so laßt ihn in der Gosse liegen, wo er wie ein Hund verfaulen mag."

„Aber Ihr?" fragte La Hurière.

„Ich habe ein Lebewohl zu sagen. Ich laufe und in zehn Minuten bin ich bei Euch; haltet meine Pferde bereit."

Heinrich fing wirklich an in der Richtung des kleinen Hauses der Croix-des-Petits-Champs fortzulaufen; als er aber aus der Rue de Grenelle hervorkam, blieb er vom Schrecken gefesselt stehen.

Eine zahlreiche Gruppe war vor der Thüre versammelt.

„Was gibt es denn in diesem Hause?" fragte Heinrich, „was ist geschehen?"

„Oh! ein großes Unglück, Herr," antwortete derjenige, an welchen er sich wandte. „Eine schöne junge Dame ist von ihrem Manne erdolcht worden, dem man ein Billet zugestellt hatte, um ihn zu benachrichtigen, seine Frau wäre mit einem Liebhaber zusammen."

„Und der Mann?" rief Heinrich.

„Er ist gerettet."

„Die Frau? ...."

„Sie ist dort."

„Todt?"

„Noch nicht, aber Gott sey Dank, nicht viel besser."

„Oh!" rief Heinrich, „ich bin also verflucht!"

Und er stürzte in das Haus.

Das Zimmer war voll von Menschen; alle diese Menschen umgaben ein Bett, auf welchem die arme Charlotte, von zwei Dolchstichen durchbohrt, ausgestreckt lag.

Ihr Gatte, der zwei Jahre lang seine Eifersucht gegen Heinrich zu verbergen wußte, hatte diese Gelegenheit ergriffen, um sich an ihr zu rächen.

„Charlotte! Charlotte!“ rief Heinrich, die Menge theilend und vor dem Bette auf die Kniee stürzend.

Charlotte öffnete ihre schönen, bereits vom Tode verschleierten Augen, stieß einen Schrei aus, der das Blut aus ihren zwei Wunden springen machte, strengte sich an. um sich zu erheben, und sprach:

„Oh! ich wußte wohl, daß ich nicht sterben konnte, ohne ihn noch einmal zu sehen.“

Und als hätte sie nur diesen Augenblick abgewartet, um Heinrich die Seele zurückzugeben, die ihn so heiß geliebt, drückte sie nun ihre Lippen auf die Stirne des Königs von Navarra, flüsterte ein letztes Mal: „Ich liebe Dich,“ und fiel todt zurück.

Heinrich konnte nicht länger weilen, ohne sich in das Verderben zu stürzen. Er zog seinen Dolch, schnitt eine Locke von diesen schönen blonden Haaren, die er so oft gelöst hatte, um ihre Länge zu bewundern, und entfernte sich schluchzend, mitten unter dem Schluchzen der Anwesenden, welche keine Ahnung hatten, daß er über so erhabenes Unglück weinte.

„Freund, Liebe,“ rief er ganz außer sich vor Schmerz und Schrecken, „Alles verläßt mich, Alles entgeht mir zu gleicher Zeit.“

„Ja, Sire,“ sagte ganz leise ein Mensch zu ihm, welcher sich von der Gruppe der vor dem Hause zusammengeschaarten Neugierigen getrennt hatte und ihm gefolgt war, „aber Ihr habt immer noch den Thron.“

„René!“ rief Heinrich.

„Ja, Sire, René, der über Euch wacht; dieser Elende hat Euch verscheidend genannt; man weiß, daß Ihr in Paris seyd, die Bogenschützen suchen Euch, flieht, flieht!“

„Und Du sagst, ich werde Köuig seyn, René, ... ich, ein Flüchtling?“

„Schaut, Sire," sprach der Florentiner, auf einen Stern deutend, der glänzend hinter einer schwarzen Wolke hervortrat, „nicht ich sage es, dieser prophezeit es Euch."

Heinrich stieß einen Seufzer aus und verschwand in der Dunkelheit.

